



Wir Egoisten

Ich und die anderen ab Seite 22

Eloquente Tiere Wie sich unsere Sprachen entwickelt haben Seite 12

Schmerzhaftes Erinnerungen Ehemalige Verdingkinder leiden ein Leben lang Seite 14

Wahre Lügen Die postfaktischen Politik fabriziert ihre eigene Realität Seite 48

HOTEL SEEHOF MÄRZ VORTEIL



Ab März bis Saisonende profitieren.
Der Skipass im Hotel Seehof erhalten Sie für
CHF 35 / Person / Tag
bei einer Direktbuchung
von mindestens zwei Nächten.

HOTEL SEEHOF DAVOS

Promenade 159 • CH-7260 Davos Dorf • T +41 81 417 94 44
info@seehofdavos.ch

IMPRESSUM

Herausgeberin

Universitätsleitung der Universität Zürich durch die Abteilung Kommunikation

Leiter Publishing

David Werner, david.werner@kommunikation.uzh.ch

Verantwortliche Redaktion

Thomas Gull, thomas.gull@kommunikation.uzh.ch
Roger Nickl, roger.nickl@kommunikation.uzh.ch

Autorinnen und Autoren

Theo von Däniken, theo.vondaeniken@kommunikation.uzh.ch
Marita Fuchs, marita.fuchs@kommunikation.uzh.ch
Michael T. Ganz, michael@mtganz.ch
Prof. Bettina Gockel, bettina.gockel@khist.uzh.ch
Prof. Georg Kohler, kohler@philos.uzh.ch
Katja Rauch, katja.rauch@hispeed.ch
Adrian Ritter, adrian.ritter@kommunikation.uzh.ch
Simona Ryser, simona.ryser@bluewin.ch
Claudio Zemp, claudio.zemp@gmx.ch

Fotografie / Illustration

Frank Brüderli, click@bruederli-fotograf.ch
Robert Huber, rh@roberthuber.com
Ursula Meisser, foto@umeisser.ch
Yves Noyau (Illustration Dossier), mail@yvesnoyau.ch
Gerda Tobler (Illustration), gerda@gerdatobler.ch

Gestaltung/DTP

HinderSchlatterFeuz, Zürich

Korrektur, Druck und Lithos

Bruhin AG, druck/media, Pfarrmatte 6, 8807 Freienbach

Adresse

Universität Zürich, Kommunikation,
Redaktion UZH MAGAZIN
Seilergraben 49, 8001 Zürich
Sekretariat: Steve Frei
Tel. 044 634 44 30 Fax 044 634 42 84
magazin@kommunikation.uzh.ch

Inserate

print-ad kretz gmbh, Tramstrasse 11, 8708 Männedorf
Telefon 044 924 20 70 Fax 044 924 20 79
info@kretzgmbh.ch

Auflage

20 000 Exemplare. Erscheint viermal jährlich

Abonnenten

Das UZH MAGAZIN kann kostenlos abonniert werden: publishing@kommunikation.uzh.ch

ISSN 2235-2805

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit Genehmigung der Redaktion



Dieses Produkt wurde klimaneutral produziert.

EDITORIAL

Nationales Schneckenhaus und beliebtes UZH-Magazin

Zwei Seelen wohnen in unserer Brust: Schon als Kinder haben wir Menschen einen Sinn für Fairness, gleichzeitig jedoch auch einen ausgeprägten Hang zur Egozentrik. So fällt es uns manchmal schwer, zu teilen, wie Studien von Entwicklungspsychologen zeigen. Der Widerstreit zwischen Egoismus und Altruismus, selbstlosem Handeln, begleitet uns ein Leben lang. Er spiegelt sich nicht nur in unserem persönlichen Verhalten, sondern auch in Wirtschaft und Politik. Im Dossier dieses UZH-Magazins beleuchten wir verschiedene Facetten egoistischen und altruistischen Verhaltens.



«Die Weltordnung ist gefährdet»: Politologin Stefanie Walter.

Jörg Rössel interessiert sich für die Moral in der Einkaufstasche. Der Soziologe geht der Frage nach, weshalb wir Fairtrade-Produkte kaufen, obwohl diese teurer sind. Wie sich Markt und Moral vertragen, erforscht der Ökonom Björn Bartling. Seine Forschung macht deutlich, dass soziale Normen unser Verhalten in der Wirtschaft stark beeinflussen. Und diese Normen können verhandelt und verändert werden.

Tiere sind in der Regel knallharte Egoisten. Doch auch in der Tierwelt lässt sich uneigennütziges Verhalten beobachten, etwa bei Erdmännchen und Krallenaffen, die ihren Nachwuchs gemeinsam beschützen und betreuen. Das hilfsbereite, prosoziale Handeln macht nicht nur Tiere erfolgreich; es ist die Basis für unsere hochentwickelte Kultur und Technologie, sagt Anthropologin Judith Burkart.

«America first» ist die Losung des neuen amerikanischen Präsidenten Donald Trump. Er steht damit stellvertretend für einen aufkeimenden nationalen Egoismus, der auch von nationalistischen Parteien in Europa propagiert wird. Doch der Rückzug ins nationale Schneckenhaus sei gefährlich für die Wirtschaft und die Stabilität der Weltordnung, sagt Politologin Stefanie Walter.

Neben dem Egoismus und seinen Auswirkungen beschäftigen wir uns in dieser Ausgabe mit dem Schicksal von Kindern. Am universitären Kinderspital werden Kinder nach einem Hirnschlag behandelt und gepflegt. Die Forschung der Neuropsychologin Anne-Marie Mouthon könnte helfen, gezielte Therapien für kleine Hirnschlagpatienten zu entwickeln.

Ehemalige Verdingkinder leiden ein Leben lang an ihrer traumatischen Jugend. Der Psychotraumatologe Andreas Maercker hat die Folgen der körperlichen und seelischen Misshandlungen untersucht. Eine schwere Bürde tragen auch Minderjährige, die ohne Eltern in die Schweiz geflüchtet sind. Humangeografin Barbara Bitzi hat sie begleitet und befragt. Ihr Fazit: Flüchtlingskinder möchten wie alle anderen sein und ein ganz normales Leben führen. Deshalb sei es wichtig, dass sie so schnell wie möglich zur Schule gehen.

In eigener Sache: Im vergangenen Herbst haben wir Sie, liebe Leserinnen und Leser, um Ihre Meinung zum UZH-Magazin, zur Campus-Zeitung UZH-Journal und zu UZH News, den Online-News der Universität Zürich gefragt. Das Echo war gross: Rund 3500 Fragebögen wurden zurückgesandt. Sie stellen dem UZH-Magazin mit der Gesamtnote von 5,17 ein sehr gutes Zeugnis aus. Das freut und motiviert uns, das Heft weiterzuentwickeln und, so hoffen wir, noch interessanter und attraktiver zu machen. Wie, werden Sie bald erfahren.

Ihre UZH-Magazin-Redaktion,
Thomas Gull, Roger Nickl



HEUREKA

Die Rückkehr der Syphilis Seite 6

PHILOSOPHIE DES ALLTAGS

«Matrix» oder das Dionysische Seite 7

BUCH FÜRS LEBEN

Lob der Unvollkommenheit Seite 8

KUNSTSTÜCK

«Basteln, malen, schmieren» Seite 9

RÜCKSPIEGEL

Beim Klassenfeind Seite 9

FORSCHUNG

Janas Schlaf

Wie Kinder nach einem Hirnschlag wieder gesund werden. Von Claudio Zemp Seite 10

Blühender Stammbaum

Der Linguist Balthasar Bickel erforscht die Evolution der Sprache. Von Roger Nickl Seite 12

Traumatische Jugend

Verdingkinder leiden ein Leben lang an ihrer Vergangenheit. Von Katja Rauch Seite 14

Sein wie alle anderen

Was elternlose Flüchtlingskinder in der Schweiz sich wünschen. Von Michael T. Ganz Seite 18

DOSSIER

Wir Egoisten

Ich und die anderen

Kindlebergers Spirale

Nationale Egoisten gefährden die Weltwirtschaft. Von Thomas Gull Seite 25

Fair geboren

Kinder haben schon früh Sinn für Gerechtigkeit. Von Roger Nickl Seite 28

Tun, was man will

Der Egoismus ist eine Folge unserer freien Gesellschaft. Von Roger Nickl Seite 32



48

Von Herzen grosszügig

Emotionale Menschen teilen lieber als vernünftige. Von Thomas Gull Seite 33

Tierisches Teamwork

Krallenaffen kümmern sich gemeinsam um ihre Jungen. Von Theo von Däniken Seite 35

Eigennützige Chinesen

Ökonom Björn Bartling erforscht die Moral des Marktes. Von Michael T. Ganz Seite 38

Moral in der Einkaufsstüte

Weshalb Konsumenten Fairtrade-Produkte kaufen. Von Michael T. Ganz Seite 41

ESSAY

Filme ohne Schminke

Der italienische Neorealismus und seine Wirkung. Von Thomas Christen Seite 44

PORTRÄT

Ans Herz gewachsen

Simon P. Hoerstrup entwickelt Herzklappen-Implantate für Kinder. Von Simona Ryser Seite 46

INTERVIEW

Abschied von der Wahrheit

Presse und Populismus im postfaktischen Zeitalter. Von Thomas Gull Seite 48

BÜCHER

Irrer unter Irren

Einblicke in den Alltag an der Psychiatrischen Klinik Burghölzli. Von Marita Fuchs Seite 52

SCHLUSSPUNKT

Mein Egon Seite 54



Krankheit mit langer Geschichte: antibiotikaresistente Erreger sorgen heute dafür, dass sich die Syphilis wieder ausbreitet.

Heureka – Neues aus der Forschung

Die Rückkehr der Syphilis

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Infektionskrankheit Syphilis weltweit zurückgemeldet. Ein internationales Forscherteam unter der Leitung der Universität Zürich konnte nun zeigen, dass alle Bakterien aus modernen Syphilis-Patientenproben auf einen gemeinsamen Erregerstamm des 18. Jahrhunderts zurückgehen. Zudem haben sich die heute weltweit vorherrschenden Bakterien nach 1950 aus einem gemeinsamen Stamm entwickelt, und teilen eine besorgniserregende Gemeinsamkeit: die Resistenz gegen das Antibiotikum Azithromycin.

Die weltweite Ausbreitung von Syphilis begann im späten 15. Jahrhundert. Nachdem 1495 in Europa die ersten Ausbrüche gemeldet wurden, breitete sich die Krankheit rasch auf andere Kontinente aus und war während mehr als 500 Jahren eine der schwerwiegendsten Seuchen der Menschheit. Mit der Verfügbarkeit des Antibiotikums Penicillin ab Mitte des 20. Jahrhunderts gingen die Infektionszahlen dramatisch zurück. Doch in den letzten Jahrzehnten haben Infektionen welt-

weit wieder stark zugenommen – aktuell sind es mehr als zehn Millionen Neuerkrankungen pro Jahr. Die Gründe für das Wiederauftauchen der sexuell übertragbaren Krankheit sind unklar. «Seit Syphilis vor über 500 Jahren aufgetaucht ist, drehen sich viele Fragen um den Ursprung der Krankheit. Indem wir evolutionsbiologische und epidemiologische Ansätze kombinierten, konnten wir die genetischen Verwandtschaftsverhältnisse der Bakterienstämme ermitteln, die für die heutigen Infektionen verantwortlich sind. Wir fanden eine pandemische Erregergruppe mit einer hohen Rate an Antibiotikaresistenzen», erläutert Homayoun C. Bagheri, ehemaliger Professor am Institut für Evolutionsbiologie und Umweltwissenschaften der UZH.

Nature Microbiology, Dezember 2016, doi: 10.1038/nmicrobiol.2016.245

Traumata besser verarbeiten

Hilft Schlaf bei der Verarbeitung von Stress und Trauma? Oder verschärft er umgekehrt gar die Reaktionen? Diese bisher ungeklärte Frage ist

hochrelevant für die Prävention von Folgestörungen bei Traumata. Wie solche äusserst belastenden Erlebnisse gleich zu Beginn verarbeitet werden, kann den weiteren Verlauf und die Entwicklung einer Posttraumatischen Belastungsstörung beeinflussen. Patienten haben dabei immer wieder hochemotionale und belastende Erinnerungen bis hin zu Flashbacks, bei denen sie sich so fühlen, als ob sie ihr Trauma noch einmal durchleben. Schlaf könnte hier eine Schlüsselrolle spielen, um das Erlebte zu verarbeiten.

Forschende sind nun in einer Studie der Frage nachgegangen, ob Schlaf in den ersten 24 Stunden nach einem Trauma eine positive Wirkung auf schwere emotionale Belastungen hat. Die Forscher konnten zeigen, dass Personen, die nach einem traumatischen Erlebnis schliefen, weniger und weniger belastende wiederkehrende emotionale Erinnerungen hatten als diejenigen, die wach blieben. «Dies stützt die Annahme, dass dem Schlaf nach traumatischen Erlebnissen eine schützende Wirkung zukommt», erklärt Birgit Kleim von der Abteilung Experimentelle Psychopathologie und Psychotherapie der Universität Zürich. Schlaf kann einerseits helfen, Emotionen abzuschwächen, die mit einer bestehenden Erinnerung wie zum Beispiel Angst durch traumatische Erlebnisse verknüpft sind. Andererseits hilft der Schlaf aber auch, die Erinnerungen in einen Kontext zu setzen, informationell zu verarbeiten und diese Erinnerungen zu speichern. Dieser Prozess verläuft vermutlich über mehrere Nächte. Sleep, Dezember 2016, doi: 10.5665/sleep.6310

Roboter und soziales Hirn

Der Europäische Forschungsrat (ERC) in Brüssel fördert drei talentierte Wissenschaftler der Universität Zürich mit je einem Consolidator Grant in Höhe von rund 2 Millionen Euro. Madhavi Krishnan, Professorin am Institut für Chemie, erforscht Materie im Nanobereich. Sie hat ein System entwickelt, das es erlaubt, einzelne grosse Moleküle und winzige Materieteilchen bei Raumtemperatur über längere Zeit in Flüssigkeiten einzufangen, um ihre Eigenschaften zu erforschen. Ökonomieprofessor Christian Ruff untersucht, welche Mechanismen in unserem Gehirn dafür verantwortlich sind, dass wir Entscheidungen und Handlungen im Umgang mit anderen Menschen kontrollieren können. Netzwerke aus

künstlichen Neuronen so zu konfigurieren, dass sie bestimmte Aufgaben ausführen können, liegt Giacomo Indiveris Forschungsarbeit zugrunde. Der Professor am Institut für Neuroinformatik wird in seinem Projekt neuartige Mikroprozessoren, Programmiermethoden und intelligente Robotiksysteme für neuro-morphe kognitive Agenten entwickeln.

Wie Relevanz entsteht

Die Wahrnehmung ist bei Patienten mit psychiatrischen Krankheiten oft verändert. Patienten mit Phobien etwa nehmen Dinge oder Situationen, die ihnen Angst machen, im Unterschied zu gesunden Personen mit überhöhter Bedeutung wahr. Wie diese sogenannte persönliche Relevanz im Gehirn entsteht und welche neuropharmakologischen Mechanismen ihr zugrunde liegen, war bisher nicht bekannt.

Forschende der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich zeigen nun, dass LSD diesen Prozess durch die Stimulation des Serotonin-2A-Rezeptors, einem der 14 verschiedenen Serotonin-Rezeptoren im Gehirn, beeinflusst. Studienteilnehmer mussten vor Studienbeginn 30 Musikstücke als persönlich bedeutend oder als persönlich unbedeutend kategorisieren. Im anschliessenden Versuch veränderte LSD die Bedeutungszuschreibung: «Vorher als unbedeutend klassifizierte Musikstücke wurden unter LSD plötzlich zu persönlich bedeutenden Musikstücken», erklärt Forscherin Katrin Preller. Zu solch überhöhten Bedeutungszuschreibungen auf Erlebnisse und Umweltreize kommt es bei verschiedenen psychiatrischen Erkrankungen. Ein kohärentes Selbst dagegen hängt von einem funktionierenden Netzwerk von sogenannten kortikalen Mittelhirnstrukturen ab, wie neuere Studien zeigen. Bei verschiedenen psychiatrischen Erkrankungen ist demnach dieses Netzwerk gestört. «LSD scheint nun genau darauf einzuwirken und das Bedeutungserleben zu beeinflussen», erläutert Katrin Preller.

Current Biology, Januar 2017, doi: 10.1016/j.cub.2016.12.030

Ausführliche Berichte und weitere Themen unter: www.mediadesk.uzh.ch

«Matrix» oder das Dionysische



Vor mehr als 25 Jahren notierte ich einen Gedanken des amerikanischen Popsarkasten Tom Robbins, der mir immer noch bedenkenswert erscheint: «Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts, einer Zeit, in der die westliche Zivilisation zu rasch zur Neige ging, um es sich wohl sein zu lassen, und doch wieder zu langsam, um richtig aufregend zu sein, hockte fast alle Welt auf der

*Wer in der «Matrix» existiert, ist
restlos in Scheinrealitäten gefangen;
einigermassen bequem aufgehoben,
doch determiniert von den
Gesetzen einer fremden Macht, die
als solche niemand erkennt.*

Kante eines immer teurer werdenden Theatersessels und wartete, dass etwas Bedeutendes passierte. Dass etwas Bedeutendes passieren musste, war klar. Schliesslich konnte sich nicht das gesamte kollektive Unbewusste darin irren. Aber was würde es sein?»

«Bedeutendes» ist passiert – vom Zusammenbruch des Sowjetreichs über Nine Eleven bis – nun ja – zum Wahltriumph dieser Figur mit dem Vornamen Donald. Aber ist dabei die westliche Zivilisation untergegangen? Offensichtlich nicht. Gleichwohl fällt es schwer, so etwas wie das Grollen von Robbins' «kollektivem Unbewussten» zu überhören. Ein merkwürdiger Mischzustand von halbherziger Zuversicht und ungebremster Tempojagd samt Erbkönigsgrauen bestimmt das Zukunftsgefühl vieler Zeitgenossen. Als Betrachter am Rand weiss man nicht recht, was das eigent-

lich Unheimliche ist: die Bereitschaft, alles Mögliche und Unmögliche als Menetekel zu deuten, oder die zitierten Erscheinungen selbst: Trumps planetarische Präsenz, das Bienensterben, die immer intelligenter werdenden Roboter.

Freilich: Die Macht amerikanischer Präsidenten ist geringer, als man meint. Die Bienen, so scheint es, beginnen sich trotz aller Agrochemie zu erholen. Und die vierte industrielle, die Artificial-Intelligence-Revolution, ist vom Phantasma der «Matrix»-Herrschaft noch genügend weit weg, um die Differenz zwischen Simulacrum und Realität nicht zu verdecken.

«Matrix» liefert allerdings das Stichwort für eine zweite Überlegung: «Matrix», der Film von 1999, schildert eine computergenerierte Transwirklichkeit – die «Matrix» –, in welcher lebende Menschenkörper als Nahrung jener Maschinen dienen, die die Erde zu Anfang des 21. Jahrhunderts erobert haben. Um die in Dauernarkose versetzten Humanen unter Kontrolle zu halten, wird dem Geist der in der Zuchtanlage ohne Wachbewusstsein Träumenden eine Simulation vorgeführt. Wer in der «Matrix» existiert, ist restlos in Scheinrealitäten gefangen; einigermaßen bequem aufgehoben, doch determiniert von den Gesetzen einer fremden Macht, die als solche niemand erkennt.

Wer will, kann «Matrix» als Metapher für eine Gegenwart ohne Alternative verstehen. Als Sinnbild des posthistorischen Zustandes, in dem es kein ganz Anderes mehr gibt. Zukunft erscheint nur noch als Repetition des grundsätzlich Gleichen. Hat sich damit Tom Robbins' Erwartung paradoxerweise dennoch erfüllt? In der Tatsache, dass sich das wirklich Neue gar nicht mehr ereignen kann? Weil «Revolution» technologisch permanent geworden und wahrhaft Unerwartetes nicht mehr möglich ist?

Menschheit alternativlos – ist das denkbar? Wäre man Nietzscheaner, würde man sich jetzt an einen grossen Gegensatz erinnern: Dionysos contra Apoll. Und sich fragen, ob Donald Trump die aktuelle Maske des Dionysischen ist ...

Georg Kohler ist emeritierter Professor für Politische Philosophie an der Universität Zürich.

Lob der Unvollkommenheit

Die Nobelpreisträgerin Rita Levi-Montalcini, Tochter eines Ingenieurs und einer begnadeten Malerin, wurde Anfang des letzten Jahrhunderts in Turin geboren. Ihre Autobiografie «In Praise of Imperfection: My Life and Work» gibt faszinierende Einblicke in ihr Leben. Levi-Montalcini wuchs zusammen mit ihren drei Geschwistern in einem kulturellen und intellektuellen Umfeld auf. Der Tod ihrer Gouvernante regte Rita dazu an, Medizin zu studieren – trotz des Widerstands ihres Vaters. Wie in jener Zeit üblich, war dieser davon überzeugt, dass eine Berufskarriere den Aufgaben einer Ehefrau und Mutter im Weg stehen würde: Frauen sollten heiraten, Kinder bekommen und ihren Mann unterstützen.

Rita gab sich aber eifrig dem Studium hin. Sport interessierte sie nicht, sie hatte nur wenige Freundschaften mit Mädchen ihres Alters, und Männer und Heirat waren für sie kein Thema. Nach Erhalt des Medizin-Diploms mit Summa cum laude entschied sie sich 1936 dafür, sich in Neurologie und Psychiatrie zu spezialisieren. Da

es Levi-Montalcini aufgrund des von Mussolini erlassenen «Manifesto per la Difesa della Razza» als Jüdin verboten war, einen akademischen Beruf auszuüben, widmete sie sich ganz der Grundlagenforschung. Kurz vor dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Belgien kehrte sie 1940 nach einem Aufenthalt in Brüssel nach Turin zurück. Als sich ihre Familie dazu entschied, in Italien zu bleiben und nicht in die Vereinigten Staaten zu flüchten, richtete Rita in ihrem Schlafzimmer ein kleines «Labor» ein. Inspiriert von einer Publikation von Viktor Hamburger über die Auswirkungen der Zerstörung von Gliedmassen bei Hühnerembryos besorgte sie sich Eier von den Bauernhöfen in der Umgebung und beobachtete unter dem Mikroskop in ihrem Schlafzimmer-Labor die Entwicklung des Nervensystems der Embryos.

Die Fortsetzung dieser Untersuchungen in den USA führte 1952 zur Entdeckung des Nervenzellwachstumsfaktors Nerve Growth Factor (NGF), der für das Wachstum und die Ausbreitung von Nervenzellen verantwortlich ist. Für diese Entdeckung erhielt Rita Levi-Montalcini 1986 zusam-

men mit Stanley Cohen den Nobelpreis für Physiologie oder Medizin. Sie war die vierte Frau, die mit diesem Preis ausgezeichnet wurde. Rita Levi-Montalcini widmete ihr Leben der Wissenschaft, sie blieb ledig und hatte keine Kinder. Die Autobiografie dieser faszinierenden und eleganten Frau, die auch im hohen Alter noch in Highheels Vorträge hielt, ist ein inspirierendes Werk auch für Nicht-Naturwissenschaftlerinnen. Schade, dass dieses Buch, das ursprünglich auf Italienisch geschrieben wurde, vergriffen ist.



Isabel Klusman ist Leiterin des Projekts Life Science Zurich der Universität und der ETH Zürich.

Rita Levi-Montalcini. **In Praise of Imperfection: My Life and Work;** Verlag Basic Books (AZ), 1989, 256 Seiten

VENTURE
KICK

Bringing Swiss science to global markets

CHF 3,000,000

TO KICK 114 STARTUPS IN 2017

A PHILANTHROPIC INITIATIVE OF A PRIVATE CONSORTIUM

GEBERT RÜF STIFTUNG
WISSENSCHAFT.BEWEGEN

ERNST GÖHNER STIFTUNG

FONDATION
LOMBARD ODIER

Debiopharm Group
WE DEVELOP FOR PATIENTS

Fondation
ProTechno

RISEING TIDE
FOUNDATION

esa
business incubation centre

ENGAGEMENT
A DEVELOPMENT FUND OF THE MIGROS GROUP

swisscom

André Hoffmann

Hansjörg Wyss

Get your kick: venturekick.ch



Kunstmuseen entdecken die Familie.

«Basteln, malen, schmieren»

Ein wohl konstruiertes Werbebild der Hamburger Kunsthalle für das Ausstellungsprogramm 2017 ist ungewollt sprechend: Eine Frau in gelbem Pulli, die Augen durch die Ponyfrisur zugedeckt, der Kopf fürs Zuhören leicht geneigt, ist im Profil zu sehen. Zum Personenensemble gehört ein kleines Kind, es zappelt im linken Arm des Vaters am rechten Bildrand des inszenierten Museumsbesuchs. Mit seiner Rechten führt der sportlich gekleidete junge Mann selbstbewusst und übertrieben den Imperatorengestus aus, indem er auf das Bild einer strahlenden Maria im Ährenkleid des norddeutschen Künstlers Hinrik Funhof zeigt, das auf 1480 datiert wird. Doch niemand scheint von dem Imponiergehabe beeindruckt.

Direkt unter dem Gemälde steht die kleine Tochter, bezopft, gesichtslos, verdrückt, allein gelassen – eine klassische Rückenfigur. Hier haben wir also die moderne, junge Familie im Museum vor uns. Mann und Frau sind durch das Kunstwerk voneinander geschieden, von den Kindern nur das eine, der Junge, väterlich umfassen, die Mutter buchstäblich abgehängt. So zeigt sich der Imperativ eines neuen Kunstmuseums, das die Familie, vor allem das Kleinkind im Blick hat.

Demgegenüber legte der Kunsthistoriker Walter Grasskamp in einem Zürcher Vortrag zu seinem neuen Buch «Das Kunstmuseum. Eine erfolgreiche Fehlkonstruktion» den Akzent auf die museumspädagogischen Auswüchse eines sich neu erfindenden Kunstmuseums, das seine tradierte Bildungsaufgabe preisgegeben habe. Da wird heute gebastelt, gemalt, geschmiert – alles nach dem Motto: So funktioniert Kunst. Bastelnde Selbstentdeckung und oberlehrerhafte Anweisung sind offenbar extreme Anleitungsversuche eines Museums in der Krise.

Dabei wird den Kleinsten, den Prestigeobjekten unserer demografisch prekären Gesellschaft, im Sinne der Selbstoptimierung ebenso viel zugemutet wie den Erwachsenen. Diesen fundamentalen Irrtum im Umgang mit Museumsbesuchern prangert Grasskamp indes nicht an, er durchleuchtet vielmehr die Krisendiagnosen des Museums um 1970 und um 2000 belesen und mit klaren historischen Ergebnissen. Schon allein seine Abrisse über die Museumsforschung sind lesenswert, auch wenn sie explizit die deutsche Museumslandschaft priorisieren.

Grosse Themen werden in den sieben Kapiteln angeschlagen – die Frage, ob man Museumsbesitz verkaufen darf, der Quotendruck, dem das Museum unterworfen ist, die Konflikte zwischen Museen und zeitgenössischen Künstlern, die diese Institution durch Kunst herausfordern und infrage stellen, die Folgeprobleme einer Renovierung von Museumsräumen, die eine Symbiose mit den Kunstwerken eingegangen sind (Beuys), die Digitalisierung der Bestände, die den surfenden Besucher zum Kurator in eigener Sache werden lässt, ohne ihn (oder sie) ins Museum zu beordern, der Furor der Wechsellstellungen, der das Museum an den Rand der Selbstauflösung bringt, und schliesslich die Materialschlacht der Künstlernachlässe. Dem unterschwelligsten Humor des Autors und seiner brillanten Sprache ist es zu verdanken, dass seine Auseinandersetzung mit dem grandiosen Dilemma des neuen Kunstmuseums unterhaltsam und lesenswert daherkommt.

Bettina Gockel ist Professorin für Geschichte der bildenden Kunst am Kunsthistorischen Institut der UZH.

Literatur: Walter Grasskamp: Das Kunstmuseum. Eine erfolgreiche Fehlkonstruktion, Verlag C. H. Beck, München 2016

Beim Klassenfeind

Sie war eine gewichtige Stimme der sozialistischen Bewegung und des proletarischen Internationalismus: Rosa Luxemburg (1871–1919). Ihr bewegtes Leben führt sie schon früh in die Schweiz. Als 18-Jährige wird sie wegen der Mitgliedschaft in einer marxistischen Gruppe verfolgt und emigriert aus Polen nach Zürich. Sie schreibt sich 1889 an der Universität Zürich für das Studium der Naturwissenschaften ein – an der ersten Hochschule des deutschsprachigen Raums, die Frauen offiziell zum Studienabschluss zulässt. Nach einem Jahr wechselt sie vom «zoologischen Mikroskopieren» zu Nationalökonomie und Rechtswissenschaft. Sie besucht Vorlesungen beim Ökonomen und Marxismuskritiker Julius Wolf und beim Rechtsprofessor und vormaligen Chefredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung» Gustav Vogt. Beim Klassenfeind! Neben dem Studium ist Rosa Luxemburg als Publizistin bei sozialistischen Zeitschriften tätig, nimmt 1893 am Internationalen Sozialistischen Arbeiterkongress in der Tonhalle teil und hilft im Zürcher Exil die Partei der Sozialdemokratie des Königreichs Polen (SDKP) zu gründen.

Ihr Studium nimmt Rosa Luxemburg ernst. Der gegenseitige Respekt zwischen Luxemburg und ihren Dozenten ist trotz der ideologischen Differenzen gross. So lobt Julius Wolf die 1897 fertiggestellte Dissertation Luxemburgs über die industrielle Entwicklung Polens: «Der Arbeit ist nachzurühmen volle Beherrschung des Gegenstandes, grosse Sorgfalt, grosser Scharfsinn.» Die Verfasserin benutze zwar hin und wieder «Quellen der socialistischen Pamphletliteratur. Das tut aber der Tüchtigkeit der Leistung nicht Abbruch.»

Nach Abschluss der Dissertation verlässt Rosa Luxemburg Zürich und siedelt nach Deutschland über. Sie betätigt sich als Publizistin, Wortführerin der Linken innerhalb der SPD und Mitgründerin der Kommunistischen Partei Deutschlands. Mit der Achtung für ihren Zürcher Dozenten Julius Wolf ist es vorbei. Sie kritisiert ihn scharf als Vertreter der «Vulgärökonomie» – ohne Blick auf die grossen Zusammenhänge und sozialen Ungerechtigkeiten. *Adrian Ritter*

Ein Fenster zum Kinderhirn

Die Neuropsychologin Anne-Laure Mouthon forscht an sensiblen Orten. Sie untersucht den Tiefschlaf von hirnverletzten Kindern, um massgeschneiderte Therapien zu entwickeln. Von Claudio Zemp

Am 2. September 2013 änderte sich alles im Leben der Grossfamilie Kaufmann im luzernischen Winikon. Jana, das jüngste von sieben Kindern, war damals viereinhalb Jahre alt. «Sie musste in der Nacht erbrechen», erinnert sich ihre Mutter Anita: «Als ich sie aufnehmen wollte, konnte Jana nicht mehr sprechen und nicht mehr gehen.» Ein Schock, niemand wusste, was los war. Anita Kaufmann rief den Hausarzt zu Hilfe. Jana wurde mit Blaulicht ins Kantonsspital Luzern gefahren. Dort wurde die Diagnose Hirnschlag gestellt.

Jedes Jahr erleiden in der Schweiz rund 15 000 Menschen einen Hirnschlag. Nur etwa 50 davon sind Kinder. Ein Teil von ihnen wird im Rehabilitationszentrum des Kinderspitals in Affoltern am Albis behandelt. Die Ursachen für Schlaganfälle bei Kindern sind vielfältig: Geburt, Unfall, Krankheit – vom Neugeborenen bis zum Teenager kann es alle treffen. «Ein Hirnschlag ist eine Störung des Blutflusses im Gehirn», erklärt Andreas Meyer-Heim. Der ärztliche Leiter des Rehabilitationszentrums unterscheidet zwei Arten von Hirnschlägen. Der ischämische Infarkt wird durch mangelnde Durchblutung des Hirns ausgelöst. Er kommt oft bei Erwachsenen vor. Seltener ist der hämorrhagische Infarkt, bei dem es zu einer Hirnblutung kommt, weil etwa ein Gewebeknäuel reisst. Ein solcher Infarkt kann auch bei gesunden Kindern aus heiterem Himmel auftreten.

Heilung im Tiefschlaf

Ein Schlaganfall kann tödlich sein. In der Akutversorgung zählt bei Hirnverletzungen jede Minute. Noch vor 30 Jahren starb jeder vierte Betroffene. Im Moment ist die Mortalität etwa bei 8 Prozent. Innerhalb von sechs Stunden können die Ärzte mit Medikamenten versuchen, das Blutgerinnsel aufzulösen. Gelingt dies nicht, ist eine Operation nötig. Jana hatte Glück im Unglück, die Blutung stoppte. Doch als Folge des Hirnschlags war das Mädchen linksseitig gelähmt und konnte nicht mehr sprechen. «Sie weinte zwei Tage

lang», erzählt die Mutter. Dann kam sie zur Rehabilitation nach Affoltern am Albis.

«Jana war eine sehr gute Schläferin», erinnert sich Anne-Laure Mouthon an die erste Begegnung mit der Patientin. Die Neuropsychologin kommt zu den Kindern ans Krankenbett, um deren Hirnaktivität im Schlaf zu messen. Dazu macht die Forscherin ein Netz mit 128 Elektroden am Kopf ihrer jungen Patienten fest. Mit dem hochauflösenden Elektroenzephalogramm, kurz EEG, wird die elektrische Aktivität im Gehirn aufgezeichnet: «Das öffnet uns ein Fenster zum Kinderhirn», sagt Mouthon. Mit dem mobilen EEG-Gerät kann die Neuropsychologin den Schlaf aufzeichnen. Sie

Die Ursachen für Schlaganfälle bei Kindern sind vielfältig: Geburt, Unfall, Krankheit – vom Neugeborenen bis zum Teenager kann es alle treffen.

sitzt nebenan im Überwachungsraum und sieht den Kurven auf dem Bildschirm auf den ersten Blick an, ob ein Kind schläft oder nicht.

Sogar für die Spezialisten birgt das Hirn noch viele Wunder. Beschädigte Hirnzellen sind zwar für immer verloren, aber unser Denkkorgan hat die Fähigkeit, sich selbst zu heilen. Diese plastischen Reorganisationsprozesse seien noch längst nicht alle erforscht, sagt Anne-Laure Mouthon, die im Rahmen ihrer Doktorarbeit 22 hirnverletzte Kinder untersucht hat: «Das Hirn hat von sich aus einen Antrieb, sich neu zu organisieren.» Vieles davon passiert im Tiefschlaf.

Das hochauflösende EEG bildet die Aktivitäten im Kopf räumlich sehr genau ab. Dort, wo das Hirn beschädigt ist, sind sie verlangsamt, erklärt Mouthon: «Das erstaunt niemanden. Es gibt aber auch eine erhöhte Tiefschlafaktivität über seitlichen Hirnarealen.» Auf diese Signale achtet die

Forscherin besonders, denn das könnten Kompensationsareale sein, die in den Erholungsprozess involviert sind. Im Kinderspital Zürich wird seit Jahren der Schlaf von gesunden Kindern erforscht. Nun vergleicht Anne-Laure Mouthon die Tiefschlafaktivitäten der verletzten Kinder mit einer Schlafkartendatenbank, die die Forscher an der Klinik angelegt haben. Die Vision der Neuropsychologin ist eine individuelle Diagnostik: Aus der Analyse der Schlafgrafiken, hofft sie, könnte man Schlüsse auf das Erholungspotenzial von hirnverletzten Kindern ziehen – und entsprechend massgeschneiderte Therapien entwickeln.

Kindgerechtes Training

Für Jana war jede Abwechslung im Reha-Alltag willkommen. Wenn sie Durst hatte, machte sie ein Zeichen, erzählt Hirnforscherin Anne-Laure Mouthon: «Bei ihr war nur die Sprachmotorik beschädigt. Das Mädchen konnte keine Wörter mehr sagen. Aber sie konnte alles verstehen, was man ihr sagte.» Im Rehabilitationszentrum des Kinderspitals erhält jedes Kind ein individuell auf seine Verletzung abgestimmtes Therapieprogramm. «Wenn die Patienten zu uns kommen, haben sie oft eine monatelange Therapie vor sich», sagt Andreas Meyer-Heim. Es ist ein steiniger Weg. Schritt für Schritt müssen die Kinder viele Fähigkeiten wieder neu lernen.

Meyer-Heim ist eine Art Kurarzt für die schwer verletzten Kinder: «Am Anfang passiert am meisten. Je früher wir die Reha einleiten, desto besser.» Die Therapie nutze dosisabhängig, sagt Meyer: «Je mehr man übt, desto besser sind die Resultate. Natürlich muss ein solches Programm kindgerecht sein.» Täglich trainiert jedes Kind mit Logopädinnen, Ergo- und Physiotherapeuten und Neuropsychologen. Geübt wird mit Tieren ebenso wie an Hightech-Geräten wie dem Lokomaten, einem Geh-Roboter. Die Reha ist intensiv, auch für die Eltern. Janas Mutter verbrachte ein halbes Jahr mit ihrem Kind im Spitalzimmer, während sich ihr Mann und die älteren Geschwister zu Hause um den Bauernhof und den Haushalt kümmerten.

Jana entpuppte sich in der Reha als Sonnenschein. Das fröhliche Kind konzentrierte sich tapfer auf das Positive. Das ist beim Üben entscheidend, denn Rückschläge gibt es viele. Fast nichts ist selbstverständlich, kaum etwas geht von allein.



Üben, üben, üben: Betreut von Anne-Laure Mouthon musste Jana nach dem Hirnschlag wieder lernen, ihre linke Hand zu gebrauchen.

Die meisten komplexen Prozesse laufen unbewusst ab. Die Selbstheilung des Hirns wird durch gezielte Therapie verstärkt. In den Trainings werden jene Funktionen stimuliert, die beeinträchtigt sind. Halbseitig gelähmten Kindern etwa wird die starke, nicht gelähmte Hand eingegipst, damit das Hirn lernt, wieder die gelähmte Seite zu gebrauchen. «Use it oder lose it» lautet das Motto der Rehabilitation. So kann ein Kind Fähigkeiten, die nach einer Hirnverletzung verloren gingen, wieder zurückgewinnen. Jana übte während Wochen, ihre linke Hand wieder zu gebrauchen und ihr Gleichgewicht und die Worte wiederzufinden.

Bei Kindern ist eine Hirnverletzung insofern komplizierter, als sie mitten in der Entwicklung getroffen werden. «Vulnerabilität versus Plastizität» lautet die Grundsatzdebatte unter den Hirnforschern: Funktioniert die Selbstheilung eines noch nicht voll entwickelten Gehirns besser oder schlechter? Es ist von Fall zu Fall verschie-

den. Gesunde Hirnareale können einerseits rascher verlorene Aufgaben übernehmen. Denn das Kinderhirn ist noch nicht so spezialisiert, erklärt Mouthon: «Es hat noch mehr unspezifische Areale, die vielleicht fähig sind, andere Funktionen zu übernehmen, die später beim Erwachsenen auf eine Region beschränkt sind.»

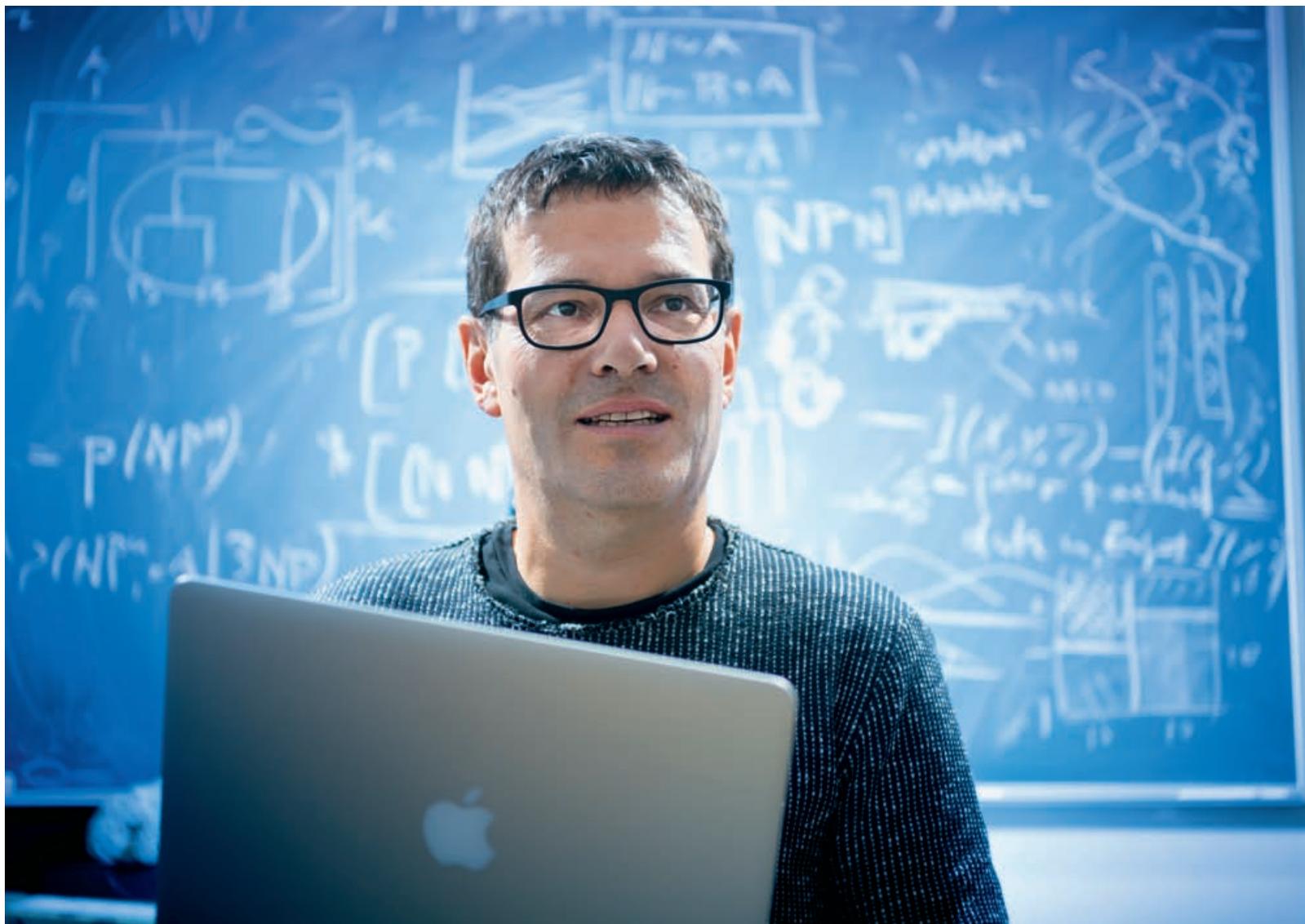
Wieder bis zehn zählen

Es gibt aber auch die gegenteilige These. Wenn der Bauplan beschädigt ist, sei die Reorganisation im schlimmsten Fall unmöglich, sagt Andreas Meyer: «Das Kinderhirn ist viel verletzlicher, da es noch nicht ausgereift ist.» Hinzu kommt das Handicap einer langen Rehabilitation. Ein gesundes Kind lernt in kurzer Zeit so viel, dass die kleinen Patienten während der Reha in Affoltern viel aufzuholen haben, sagt Meyer: «Selbst wenn am Ende alles gut herauskommt, hat das Kind viel Schulstoff verpasst.» Welche zukünftigen Probleme eine

Hirnverletzung dem Kind zeitigt, erweist sich oft erst später. Viele kognitive Funktionen entwickeln sich erst im Teenageralter. Erst dann zeigt sich, ob das beschädigte Hirn problemlos funktioniert.

Für Jana verlief die Rehabilitation erstaunlich gut. Heute kann sie wieder gehen und sprechen. Jana besucht die erste Klasse in ihrem Dorf, wo sie von einer Heilpädagogin Unterstützung erhält. Wenn sie angestürmt kommt, sieht man der Sechsjährigen ihre Verletzung auf den ersten Blick nicht mehr an. Doch sie lernt nicht so unbeschwert wie andere Kinder. Umso mehr freut sich die Familie über jeden Erfolg. Etwa, dass sie wieder bis zehn zählen und schon recht gut lesen kann. Janas gewaltige Fortschritte beflügeln ihr Umfeld, sagt Anita Kaufmann: «Jana lehrt uns alle so vieles. Manchmal glaube ich, dass sie dazu geboren wurde.»

Kontakt: Dr. des. Anne-Laure Mouthon, anne-laure.mouthon@kispi.uzh.ch



Linguist Balthasar Bickel erforscht den Ursprung der Sprache: «Ich möchte verstehen, weshalb diese absolut verrückte Kommunikationsform so ist, wie sie ist.»

Im Gewächshaus der Sprache

Linguist Balthasar Bickel erforscht, weshalb es weltweit so viele unterschiedliche Sprachen gibt. Und er will wissen, wie die menschliche Sprache entstanden ist. Dazu erfindet er sein Fach ein Stück weit neu. Von Roger Nickl

Hindi, Nepali, Maithili – Tschetschenisch, Belharisch, Chintang: Balthasar Bickels Forschung ist wahrhaft babylonisch. Der Linguist untersucht einen ganzen Kosmos von Sprachen. Sprachen aus allen Ecken und Winkeln der Welt, die teilweise hochkomplex sind und ganz anders funk-

tionieren als die uns vertrauten. So kennt das nepalesische Chintang beispielsweise über 1800 Verbformen, im Englischen gibt es nur eine Handvoll. Und mit einem einzigen Wort lässt sich in Chintang ein ganzer Satz sagen. Linguist Balthasar Bickel interessiert sich für die Evolution

der Sprache. Heute werden weltweit geschätzte 7000 Sprachen gesprochen. Der Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Zürich will nun erklären, wie sich diese unglaubliche Vielfalt von sprachlichen Strukturen im Lauf der Menschheitsgeschichte entwickelt hat. Und er möchte herausfinden, wie und wann die menschliche Sprache überhaupt entstanden ist.

Bickels Forschung beschreitet dazu ganz neue Wege und erfindet so sein Fach ein Stück weit neu. Der Sprachwissenschaftler arbeitet eng mit Evolutionsbiologen, Anthropologen und Psychologen zusammen. Er macht Experimente dazu, wie wir Sprache verstehen und produzieren. Und

er entwickelt statistische Algorithmen, die es ihm erlauben, Datensätze zur Grammatik von gegen tausend unterschiedlichen Sprachen zu analysieren und nach Signalen evolutionärer Prozesse zu durchforsten.

Migration und Hirn

Wie hat sich nun die unglaubliche sprachliche Vielfalt im Lauf der Jahrtausende rund um den Globus entwickelt? Bickel sieht sowohl kulturelle als auch natürliche Faktoren, die die sprachliche Evolution vorantreiben und so den Stammbaum der Sprache gedeihen lassen. «Einerseits führen Migrationsbewegungen dazu, dass verschiedene Kulturen und Sprachen miteinander in Kontakt kommen und sich gegenseitig beeinflussen», sagt der Forscher, «andererseits verändern sich Sprachen so, dass sie besser zu unserer Kommunikation und zur Arbeitsweise unseres Gehirns passen.»

Wie sich Sprachen gegenseitig beeinflussen und so die sprachliche Weiterentwicklung stimulieren, zeigt ein Blick auf Europa am Übergang zwischen Antike und Mittelalter. Während der damaligen Völkerwanderungen kamen viele Kulturen miteinander in Kontakt. Entsprechend wurden auch viele Strukturen zwischen Sprachen kopiert. Ein Beispiel dafür ist die Bildung des Perfekts mit dem Hilfsverb «haben», die es sowohl im Deutschen als auch im Französischen gibt – nicht aber in den Sprachen, aus denen sie hervorgegangen sind, dem Althochdeutschen und dem Latein. «Diese gemeinsamen Strukturen sind neu entstanden und haben sich durch Sprachkontakt in der Übergangszeit von Antike zu Mittelalter durch vielfaches Kopieren durchgesetzt», sagt Balthasar Bickel.

Nicht nur die Kulturgeschichte sorgt dafür, dass sich Sprachen ständig verändern und weiterentwickeln, sondern auch die Art und Weise, wie unser Gehirn Sprache verarbeitet. Dies zeigt eine Studie, die Bickel mit einem internationalen Forschungsteam durchgeführt hat. Die Wissenschaftler konnten anhand einer statistischen Analyse von über 600 Sprachen zeigen, dass komplexe Fallkonstruktionen mit der Zeit vereinfacht werden oder verschwinden.

Der Grund dafür liegt in unserem Oberstübchen. Mit Hilfe von Experimenten untersuchten die Forscher anschliessend die Gehirnaktivitäten von Menschen, die beim Verstehen von gramma-

tischen Fällen aktiv werden. Sie stellten dabei fest, dass komplizierte Fallkonstruktionen unser Hirn deutlich mehr fordern als einfache. Und das scheint unserem Denkkorgan nicht zu behagen. «Deshalb werden komplexe Fallkonstruktionen in den Sprachen weltweit mit der Zeit abgebaut», sagt Balthasar Bickel. Solche Erkenntnisse machen deutlich, dass auch biologische Prozesse zur Veränderung von Sprachen beitragen. Deshalb ist es Bickel wichtig, die Sprachforschung in eine evolutionsbiologische und neuropsychologische Perspektive einzubetten.

Was Vögel zwitschern

Balthasar Bickel erforscht nicht nur, wie und weshalb sich Sprachen im Lauf der Geschichte entwickelt haben. Er interessiert sich auch für das gros-

Migrationsbewegungen und die Arbeitsweise unseres Hirns treiben die Evolution der Sprache voran.

se Rätsel, wie der Mensch überhaupt zur Sprache gekommen ist. Lange galten Antworten auf diese Frage in der Sprachwissenschaft als rein spekulativ; das Thema war deshalb für viele Forscher schlicht tabu. Mittlerweile hat sich das geändert. «Wir verfügen heute über viel mehr Methoden und Daten als früher, um die Frage nach dem Ursprung unserer Sprache zu untersuchen», sagt Bickel.

Heute weiss man, dass die menschliche Sprache im Zeitraum von vor zwei Millionen Jahren bis vor 500 000 Jahren entstanden ist. Klar ist auch, dass unser Sprachvermögen nicht vom Himmel gefallen ist. Es hat sich in kleinen Evolutionschritten allmählich aus der Tierkommunikation entwickelt.

Wissenschaftler haben ein immer deutlicheres Bild davon, wie das geschehen ist. Die neuere Forschung hat gezeigt, dass Vögel und Primaten viel differenzierter miteinander kommunizieren, als man lange angenommen hat. «Es hat sich beispielsweise gezeigt, dass Tiere über zusammengesetzte Alarmrufe verfügen», sagt Balthasar Bickel. Campbell-Meerkatzen beispielsweise, Primaten, die in Westafrika leben, können ihre Artgenossen mit unterschiedlichen Rufen vor

Feinden am Himmel oder solchen am Boden warnen. Aber nicht nur das: Nach Bedarf können sie diese Alarmrufe mit einer zusätzlichen Lautendung versehen. Damit bringen sie zum Ausdruck, dass zwar Gefahr droht, diese aber nicht so gross ist, dass man gleich flüchten muss.

«Das sind bereits kleine Sätze», sagt Linguist Balthasar Bickel, «ob es sich aber schon um syntaktische Strukturen handelt, wie sie bei der menschlichen Sprache üblich sind, ist noch offen.» Die Forscher hoffen nun, mit akustischen und Reaktionsanalysen mehr über den Aufbau und die Struktur von Tiersprachen zu erfahren und damit auch über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede, die sie mit der menschlichen Sprache verbinden oder von ihr trennen.

Gedanken über Gedanken

Auch wenn die Kommunikationsmöglichkeiten von Tieren weitaus grösser sind, als man lange Zeit gedacht hat, im Vergleich zur menschlichen Sprache sind sie relativ bescheiden. Denn beim Menschen ist das Sprachvermögen vor mehr als einer halben Million Jahre regelrecht explodiert. Doch weshalb ist es dazu gekommen? «Die Lösung dieses Rätsels liegt in unserem Hirn und seinen Vorlieben», ist Sprachforscher Bickel überzeugt.

Zentral für viele Linguisten ist dabei unsere Fähigkeit zur Rekursion, das heisst dem Vermögen, sich über Gedanken Gedanken zu machen, oder auch mit unendlichen Zahlenreihen umzugehen. «Rekursion ermöglichte es dem Menschen, abstrakt zu denken und aus bestehendem Wissen Voraussagen abzuleiten», sagt Bickel, «sie ist eine starke Präferenz des Hirns und zeigt sich daher auch als Tendenz in den meisten Sprachen.» Nach allen bisherigen Forschungen und Experimenten sieht es so aus, dass Tiere diese Fähigkeit in keinem Bereich der Kognition oder Kommunikation besitzen – eine entscheidende Differenz.

Im Gegensatz zum Menschen können Tiere wahrscheinlich auch keine Metaphern bilden. Die Fähigkeit, Sprachbilder zu schaffen, könnte ein anderer, wie Bickel sagt, «sehr mächtiger Mechanismus» gewesen sein. Er könnte die menschliche Sprache – metaphorisch gesprochen – zum Blühen gebracht haben, mutmasset er. Die Vorzüge solcher Sprachbilder sind offensichtlich. «Es ist ein gigantischer Denkvorteil, wenn man abstrakte Prob-

Gescholten und missbraucht

Verdingkinder wurden oft körperlich und seelisch misshandelt. An den Folgen tragen die heute 50- bis 90-Jährigen meist noch immer schwer. Psychologen haben untersucht, wie es ihnen heute geht. Von Katja Rauch

«Wir waren neun Geschwister. Unser Vater war Alkoholiker und unsere Mutter kümmerte sich oft alleine um uns, bis die Behörden einschritten und wir Kinder von ihr getrennt wurden. Die jüngsten vier kamen ins Waisenhaus. Wenn ich zurückdenke, wie wir erzogen wurden, kommen mir die Tränen. Es waren die Ingenbohler Schwestern, die uns in brutalster Art misshandelten. Sie haben mir, weil ich Bettnässer war, den Kopf mehrmals unter den Wasserhahn gedrückt bis fast zum Ertrinken. 1946, statt die Schule zu besuchen, wurde ich bei einem Grossbauern verdingt. Ich war 13 Jahre alt. Der Bauer schlug mich nie, aber ich war überfordert. Jeden Tag musste ich von 4 Uhr früh bis 22 Uhr abends schuften. Schliesslich war ich so abgemagert, dass sie mich für einige Wochen ins Spital verlegten.»

Dies ist die typische Erinnerung eines einstigen Verdingkinds. Nach Schätzungen wurden Hunderttausende von Schweizer Kindern auf diese Art bis in die 1960er- und sogar 1970er-Jahre des 20. Jahrhunderts aus ihren Familien gerissen, in Heime gesteckt und zur Arbeit auf Bauernhöfe gezwungen. Entwurzelt, vernachlässigt und voller Heimweh, so wuchsen praktisch alle diese jungen Menschen auf. 80 Prozent von ihnen berichten von bewusster emotionaler Gewalt, dieser seelischen Vernichtung, wenn ein Kind immer wieder hört, es taue nichts und gehöre nicht dazu. 67 Prozent haben körperliche Misshandlungen erlebt, wurden mit Gürteln oder Teppichklopfern geschlagen oder mit Bügeleisen verbrannt. 52 Prozent erfuhren sexuelle Gewalt, Buben ebenso wie Mädchen.

Alpträume, Angst und Panik

Inzwischen sind die Jahrzehnte vergangen, die ehemaligen Verdingkinder sind älter geworden. Die Jüngsten unter ihnen sind um die 50, die Ältesten hochbetagt. Bis heute werden die meisten noch immer vom langen Schatten ihrer traumatischen Vergangenheit verfolgt. Dies geht aus

einer gross angelegten Studie unter Leitung des Traumatologen Andreas Maercker hervor. Der UZH-Professor für Psychopathologie befragt mit seinem Team seit 2010 ehemalige Verdingkinder dazu, was sie erlebt haben und wie es ihnen heute geht.

Die Ergebnisse sind nicht ganz überraschend, aber dennoch erschütternd. Ein Viertel der vormaligen Verdingkinder leidet unter Depressionen. Sie erleben sich als gleichgültig, freudlos oder denken gar an Suizid. Rund ein weiteres Viertel zeigt Symptome einer Posttraumatischen

Viele Verdingkinder wurden misshandelt – mit Gürteln und Teppichklopfern geschlagen oder mit Bügeleisen verbrannt.

Belastungsstörung. Die Betroffenen werden von Alpträumen und Flashbacks heimgesucht – ständig wiederkehrenden und unentrinnbaren Erinnerungen –, erleiden Angst oder Panik.

Wahrscheinlich zeigt dieser bedrückende Befund sogar noch ein positiv verzerrtes Bild. Denn wer über die schrecklichen Geschehnisse seiner Kindheit sprechen kann, hat ein Stück weit schon Erleichterung erfahren. «Darüber reden zu können, ist ein wichtiger Faktor für Resilienz», erklärt Andreas Maercker, also für die seelische Verarbeitung und Gesundung nach dem erlittenen Trauma.

Viele schaffen das, wenn überhaupt, nur mit grösster Mühe. Psychologin Keti Simmen-Janevska erinnert sich an eine Frau, die in einem Interview für die Studie zum ersten Mal einem anderen Menschen offenbarte, dass sie ein Verdingkind gewesen war. Ihr ganzes Leben lang hatte die Frau einsam an ihrem Geheimnis getragen. Selbst ihre Tochter hatte nichts davon gewusst. «Ich habe sehr viel Trauer erlebt in den Ge-

leme in konkreten physikalischen Begriffen formulieren kann», sagt der Forscher. Und er verweist auf Erkenntnisprozesse in der Wissenschaft, an deren Anfang oft erhellende Metaphern standen.

Obwohl Metaphern heute gut untersucht sind, wurde ihre Rolle in der Evolution der Sprache bislang kaum untersucht. Deshalb

Das Sprachvermögen des Menschen ist vor mehr als einer halben Million Jahre explodiert.

seien dies tatsächlich alles noch Spekulationen, betont Balthasar Bickel. «Auf diesem Gebiet wird in Zukunft aber noch viel zu holen sein», ist er überzeugt, «dies, weil wir heute immer mehr darüber wissen, wie die Fähigkeit zur Metaphernbildung neurobiologisch in unserem Hirn fundiert ist.» So wird es den Forschern vielleicht künftig mit Experimenten gelingen, die Bedeutung der Metapher am Ursprung der Sprache zu belegen und aus dem Reich der Spekulationen in das der wissenschaftlichen Evidenz zu überführen.

«Verrückte» Kommunikationsform

Balthasar Bickels innovative Forschung wird in Zukunft wohl noch für einige Überraschungen gut sein. Das Ziel des Linguisten ist kein geringes. Es geht ihm darum, ein Gesamtbild der sprachlichen Evolution zu zeichnen. Bickel möchte erklären, wie die unterschiedlichen Sprachstrukturen, die es heute weltweit gibt, entstanden sind und welche sprachlichen Merkmale es darum häufiger gibt als andere.

Und er will herausfinden, welche Komponenten unserer Sprachen ganz alt und vielleicht schon in der Tierkommunikation vorhanden sind. «Letztlich möchte ich verstehen, weshalb diese absolut verrückte Kommunikationsform, über die wir verfügen, so ist, wie sie ist», sagt der Linguist.

Kontakt: Prof. Balthasar Bickel, balthasar.bickel@uzh.ch



Schufften von morgens früh bis abends spät: Viele Verdingkinder hatten ein hartes Los.



Schweiz. Natürlich.



«Wenn Sie schon vor dem Computer essen,
dann wenigstens gesund.»



www.swissfruit.ch



Executive M.B.L.-HSG
University of St.Gallen

St.Gallen Zurich Frankfurt a.M. Luxembourg Brussels New York Harvard Shanghai Tokyo Austin



“One of the most innovative law programs for
mid-career legals and business professionals”
Financial Times

“From insight
to impact”

Executive Master of European and
International Business Law E.M.B.L.-HSG

- 18-month part-time program
- For lawyers & non-lawyers
- Teaching language: English
- 9 modules, 9 different program locations in Europe, the U.S. and Asia
- Academic title (Executive Master of European and International Business Law E.M.B.L.-HSG)



Application deadline: 31 May 2017

+41 (0) 71 224 28 66 | mbhsg@unisg.ch | www.mbl.unisg.ch

Master your future.

Master Info Day
10 March
2017

Master Meetings
3–14 April
2017



Campus
Lugano
and
Campus
Mendrisio

Programme
and
registration:
[www.
opendays.usi.ch](http://www.opendays.usi.ch)



Università
della
Svizzera
italiana



Ehemalige Verdingkinder werden die belastenden Erinnerungen ein Leben lang nicht los.

sprächen mit diesen alten Menschen», sagt Keti Simmen, «auch grosse Scham und sehr viele Schuldgefühle.»

Miserable Väter und Mütter

Die Erfahrungen, die Verdingkinder gemacht haben, sind sehr unterschiedlich. Sie beeinflussen auch ihren weiteren Lebensweg, wie das Beispiel zweier Schwestern zeigt, mit denen Simmen-Janevska gesprochen hat. Das eine Mädchen wurde von einer Ostschweizer Familie aufgenommen und durfte eine Ausbildung machen. Ihr Leben danach verlief durchaus erfreulich. Ganz anders war die Situation ihrer Schwester. Sie verschlug es ins Berner Oberland, wo sie Opfer von sexueller Gewalt wurde. Das hinterliess Spuren: Sie war in ihrem späteren Leben viel belasteter und auch kognitiv eingeschränkter als ihre Schwester.

Wie die Befragungsergebnisse insgesamt zeigen, tragen jene ehemaligen Verdingkinder, die besonders Schlimmes erlebt haben und bis heute unter einer Traumafolgestörung leiden, tatsächlich auch ein erhöhtes Risiko für einen beschleunigten kognitiven Abbau im Alter. Ein wichtiger Grund dafür ist die Motivation, die durch das

Trauma zerstört wurde. Die Motivation zu lernen etwa, und dabei auch einmal eine Durststrecke durchzustehen. Die Motivation, die Zukunft zu planen, und dafür Energie und Zeit einzusetzen. «Wer etwas Derartiges überlebt hat, hat das Gefühl, planen sei zwecklos, es könne immer wieder etwas Schlimmes passieren», erklärt Psychotraumatologe Andreas Maercker. Dieses Gefühl begleitet viele bis zum Lebensende. So bleibt der Aufbau von kognitiven Ressourcen, die erwiesenermassen als Schutz gegen Demenz wirken können, leicht auf der Strecke. Ganz abgesehen davon, dass den allermeisten Verdingkindern eine gute Schulbildung verwehrt war.

Der lange Schatten der traumatischen Vergangenheit reicht sogar über das eigene Leben der ehemaligen Verdingkinder hinaus – bis zu ihren Kindern. Viele der Interviewten bezeichneten sich als ganz miserable Mütter oder Väter, mit grossen Schwierigkeiten, eine gute Beziehung zu ihren Kindern aufzubauen. Nach der Befragung ihrer heute rund 50-jährigen Nachkommen hellte sich dieses Bild immerhin etwas auf. Zwar pflegten ehemalige Verdingkinder einen unangenehmeren Erziehungsstil als andere Eltern. Vor allem die Mütter bestrafte ihre Kinder häufiger als andere

Eltern, während sich die Väter distanzierter und emotional unbeteiligter verhielten. Dennoch schätzen die befragten Nachkommen ihre Erziehung weniger negativ ein als ihre Eltern.

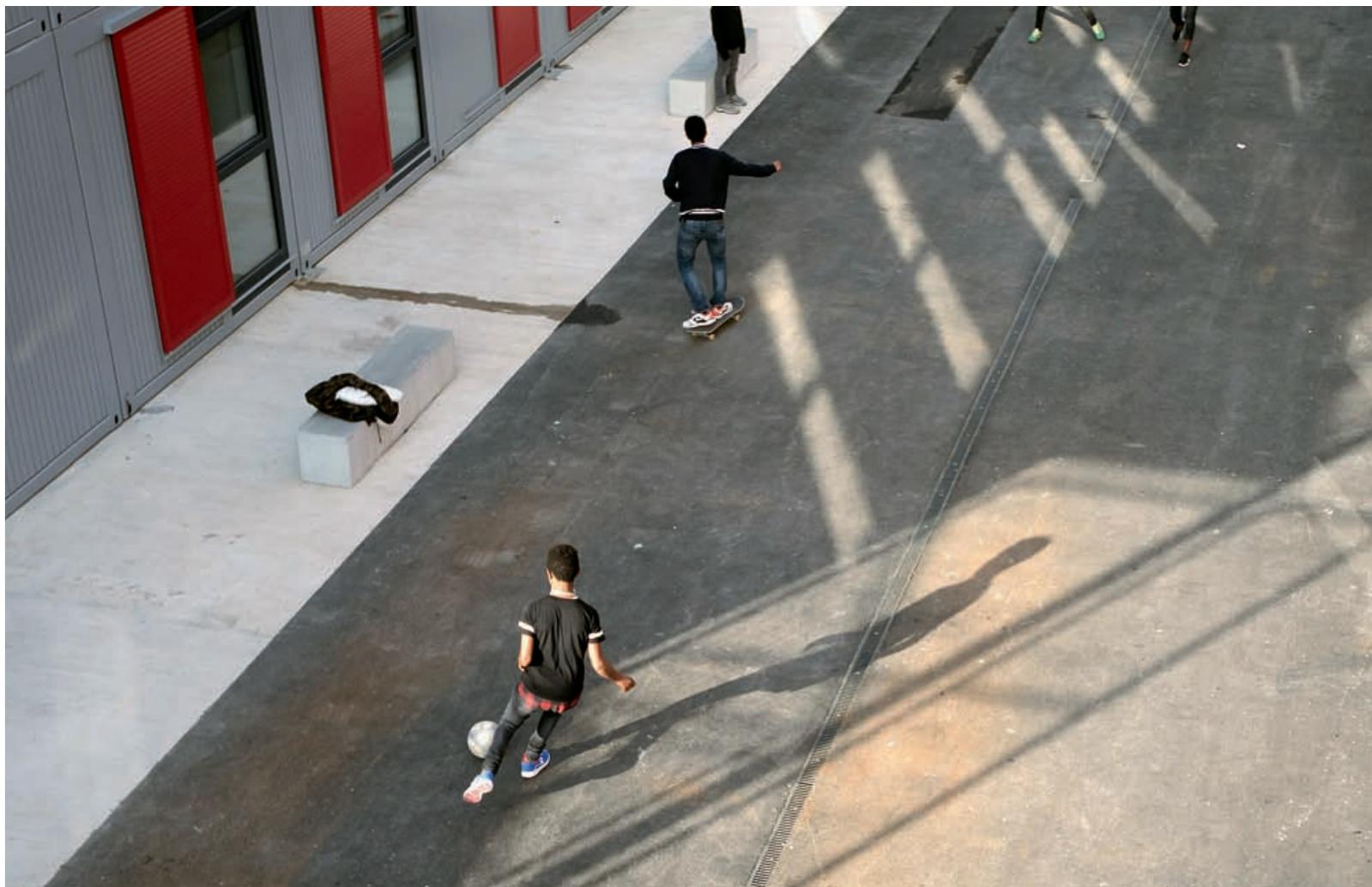
Verpfushtes Leben

Einige ehemalige Verdingkinder haben es trotz widrigsten Startbedingungen geschafft, in ihrem Leben Fuss zu fassen. Für die Forschenden der Zürcher Verdingkindstudie war es ein Lichtblick, auch solchen Menschen zu begegnen. Die Mehrzahl jedoch trägt ein Leben lang schwer an den psychischen Folgen ihrer schwierigen Kindheit. Wenn diese Menschen nun mit 80 oder 90 zurückblicken, haben viele das Gefühl, ihr Leben sei verpfusht.

Im April 2013 bat Justizministerin Simonetta Sommaruga die ehemaligen Verdingkinder öffentlich im Namen der Schweizer Regierung um Entschuldigung für das begangene Unrecht. Seit Beginn dieses Jahres können die Betroffenen zudem endlich eine finanzielle Entschädigung für das erlittene Leid beantragen. Kommt das alles nicht viel zu spät? «Ganz viele sind schon gestorben und die Übrigen haben sich mit psychischen Krankheiten durch ihr Leben gequält», räumt Andreas Maercker ein. Trotzdem hält der Psychotraumatologe die öffentliche Bestätigung immer noch für wertvoll. Denn wie schon aus anderen geschichtlichen Zusammenhängen bekannt ist: Sobald eine Gruppe von Opfern öffentlich anerkannt wird, stärkt das ihre Resilienz. Neben dem Reden über die erlittenen Traumata gibt es eben noch einen weiteren Faktor, der bei der Gesundheit hilft – wenn andere Menschen das zugefügte Leid wahrnehmen und achten.

Kontakt: Prof. Andreas Maercker,
maercker@psychologie.uzh.ch

Das Bild oben ist Teil der Fotoausstellung «Verdingkinder, Portraits von Peter Klaunzer», die bis 30. Juni 2017 im Polit-Forum des Bundes im Käfigturm in Bern gezeigt wird.



Isolierter Alltag: Viele minderjährige Flüchtlinge ohne Eltern kommen kaum mit einheimischen Jugendlichen in Berührung.

So sein wie alle anderen

Elternlose Flüchtlingskinder sehnen sich vor allem nach Normalität. Dies hat Humangeografin Barbara Bitzi festgestellt, die drei Jahre lang Jugendliche in einem kantonalen Zentrum beobachtet hat. Von Michael T. Ganz

Als Barbara Bitzi 2011 beschloss, eine Doktorarbeit im Bereich Migration zu schreiben, wusste die Schweizer Öffentlichkeit noch kaum von der Existenz minderjähriger Flüchtlinge, die ohne Angehörige ihre kriegsversehrte Heimat Richtung Europa verlassen. Auch Barbara Bitzi erfuhr nur zufällig davon: An einem vom UNHCR und der Schweizer Flüchtlingshilfe organisierten Asylsymposium kamen zwischen zwei Referaten

Jugendliche auf die Bühne, stellten sich als unbegleitete minderjährige Asylsuchende vor und schilderten ihre Situation. «Es war ein beeindruckender Auftritt», erinnert sich Bitzi, «mir war nicht bewusst, dass es so etwas gibt.»

Damit war das Thema für ihre Dissertation gesetzt, und Bitzi begann zu recherchieren. Sie fand zwar Studien, die sich mit dem Phänomen befassten, «doch die Autoren hatten fast immer

Sozialarbeitende oder Verantwortliche im Asylwesen befragt, nicht die Jugendlichen selbst». Diese Lücke wollte Barbara Bitzi schliessen. Sie suchte sich eines der damals noch wenigen kantonalen Zentren für jugendliche Flüchtlinge aus, um dort – wie sie es nennt – «Feldforschung» zu betreiben.

Kochen, Wandern, Fussball spielen

Im Sommer 2011 verbrachte sie zwei Wochen in der Institution – Bitzi gab ihr das Pseudonym «Waldblick» – und lernte die jugendlichen Asylsuchenden, ihre Betreuerinnen und Betreuer sowie den Betrieb und seine Regeln kennen. Danach kehrte sie jeden Mittwochnachmittag ins Heim zurück, um mit den rund fünfzig Jugendlichen aus Afghanistan, Eritrea, Somalia oder

Syrien die Freizeit zu verbringen. «Wir spielten Fussball, versuchten uns auf der Slackline, machten Ausflüge, kochten und backten oder hörten einfach mal zusammen Musik.»

Nebenbei führte Barbara Bitzi mit den Jugendlichen informelle Gespräche und protokollierte diese abends aus dem Gedächtnis in ihr Feldtagebuch. «Sie erzählten mir auf diese Weise mehr, als wenn ich mit Stift und Notizblock vor ihnen sass», erklärt Bitzi. Zwölf Jugendliche, deren Vertrauen sie gewonnen hatte und die gut Deutsch sprachen, konnte Barbara Bitzi zu formellen Interviews bewegen. Doch das Ergebnis war dürftig: In der künstlichen Gesprächssituation wurden die Jugendlichen eher einsilbig. Das alltägliche Plaudern erwies sich als ergiebiger.

Durch ihr Vorgehen geriet Bitzi in eine Doppelrolle. Sie war freiwillige Helferin auf der einen, Forscherin auf der anderen Seite. «Mir war bewusst, dass ich das Vertrauen der Jugendlichen nicht für meine Zwecke missbrauchen durfte», sagt sie. Das Einhalten forschungsethischer Grundsätze war ihr wichtig. Allen Betroffenen erklärte sie vorab, warum sie jede Woche auftauchte: weil sie nämlich «ein Buch über den «Waldblick» schreiben» wolle – so verstanden die Jugendlichen ihr Forschungsprojekt am besten.

Zudem besprach sie sich regelmässig mit den zuständigen Sozialpädagogen und achtete im Gespräch mit den Jugendlichen auf kleinste Signale von Verunsicherung oder Unwohlsein. «Ich stellte einzig Fragen zum Heute und Morgen», erklärt Bitzi. «Über Heimat, Flucht und Trauma sprachen wir nur dann, wenn die Jugendlichen das Thema selber anschnitten.» Spürte sie Widerstand, lenkte sie das Gespräch in andere Bahnen. «Bisweilen musste ich mein Forschungsinteresse zurückstecken. Diese Verantwortung hat man einfach.»

Bitzis Vorgehensweise orientierte sich an der «Grounded Theory», einer soziologischen Forschungsmethode aus den 1960er-Jahren, die zumeist mit «datengestützte Theoriebildung» übersetzt wird. Die Idee ist es, ein Projekt nicht mit einer vorgefertigten Hypothese anzugehen, sondern die forschungsrelevanten Themen erst in der Fülle der gesammelten Daten zu erkennen. «Natürlich hatte ich mir vorab Gedanken zu Schwerpunkten gemacht», sagt Barbara Bitzi, «aber viele davon kamen im «Waldblick» dann gar nicht zur Sprache.»

Nach einigen Monaten kristallisierten sich vielmehr vier Themen heraus, die die unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden am stärksten zu beschäftigen schienen: die abwesende Familie, das fehlende Zuhause, die Frage nach der Zugehörigkeit und die Herausforderungen im Hinblick auf Bildung und Beruf. Wobei diese vier Themenfelder, wie Bitzi mittlerweile weiss, zumeist eng miteinander verknüpft sind. So etwa Familie und Identität: In Afghanistan beispielsweise kommt den Eltern – oder ganz allgemein den Älteren – eine wesentlich grössere Rolle bei der Kulturvermittlung zu als in der Schweiz. Wie also sollen

*Unbegleitete minderjährige
Flüchtlinge sollten so
rasch als möglich die Schule
besuchen können.*

Karim und Feysal ihre Kultur allein weiterleben? Müssen sie ihre Identität wechseln, wenn sie in der Schweiz bleiben wollen? Solche Fragen treiben die Jugendlichen im «Waldblick» Tag für Tag um.

Wenig Kontakt mit Einheimischen

Was Barbara Bitzi bald einmal auffiel: Das grösste Anliegen aller unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden ist es, zur Normalität zurückzufinden. «Fragte ich sie, wie sie sich die Zukunft vorstellten, antworteten sie fast immer: «Also ... einfach normal!» Ein Zentrum wie der «Waldblick» mit seinen fünfzig eng betreuten, vom Schweizer Alltag isolierten Asylsuchenden stelle für junge Menschen jedoch kaum die Normalität dar, meint Bitzi. «Das Haus liegt am Dorfrand, die Jugendlichen gehen intern zur Schule, verbringen hier auch ihre Freizeit und kommen kaum mit Einheimischen in Berührung.»

Viele dieser Jugendlichen, so Bitzi, schafften denn auch den Übertritt in die öffentliche Dorfschule nicht – und dies erschwerte letztlich den Einstieg in den Arbeitsmarkt. Für die Human-geografin ist deshalb klar: Spezialisierte Zentren für unbegleitete Minderjährige sind sinnvoll, weil sie vorerst Schutz und Betreuung bieten. Doch sollten die Jugendlichen so rasch als möglich öffentliche Schulen besuchen, um Kontakt mit gleichaltrigen Schweizerinnen und Schwei-

zern zu knüpfen. «Ihre Familien können wir nicht ersetzen», meint Bitzi, «wir können aber ihre Bildungssituation optimieren.»

Sprachtalente und begnadete Handwerker

Nach der Auswertung ihrer knapp dreijährigen Aufzeichnungen ist Barbara Bitzi heute überzeugt: Bei der Integration unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender gilt es, mehr auf deren Kompetenzen als auf die in der Schweiz geltenden Bildungsnormen zu achten. «Es gibt Jugendliche, die sprechen zwar nicht gut Deutsch, aber dafür sieben andere Sprachen. Und es gibt solche, die nie eine Schule besucht haben, aber bereits ausgezeichnete Handwerker sind und zweifellos brillante und hochmotivierte Lehrlinge wären.»

In den sechs Jahren seit Beginn von Barbara Bitzis Forschungsprojekt ist die Zahl unbegleiteter minderjähriger Asylsuchender in der Schweiz explodiert. Allein zwischen 2013 und 2015 stieg sie um das Achtfache. Das Phänomen der elternlosen Flüchtlingskinder ist heute in aller Munde. Bund, Kantone und Gemeinden arbeiten Konzepte aus, um den Bedürfnissen der Minderjährigen gerecht zu werden. In ihr Ursprungsland zurückgeschafft werden sie in der Regel nicht; bislang sind hierzulande nur gerade zwei Fälle von Rückweisungen bekannt.

Umso mehr müsste die Schweiz bemüht sein, solche Flüchtlinge bestmöglich zu integrieren. Noch gelingt dies nicht allen Kantonen gleich gut. Im Mai 2016 hat die Konferenz der kantonalen Sozialdirektoren deshalb Mindeststandards für den Umgang mit minderjährigen Asylsuchenden verabschiedet. Im nationalen Parlament ist zudem ein Vorstoss hängig, wonach ein Asylentscheid erst nach Abschluss eines Studiums oder einer Berufsausbildung erfolgen soll. Barbara Bitzis Erkenntnisse scheinen sich zu bestätigen.

Nach Abschluss ihrer «Feldforschung» besuchte Barbara Bitzi die Jugendlichen im «Waldblick» übrigens weiterhin – nicht mehr als Wissenschaftlerin, sondern nur noch als freiwillige Helferin. Selbst wenn ihr Forschungsprojekt die Schweizer Asylpolitik wohl wenig beeinflussen wird: «Dass sich jemand für ihre Wünsche und Ängste interessiert hat, war für die Jugendlichen bestimmt eine gute Erfahrung», sagt die Forscherin.

Kontakt: Barbara Bitzi, barbara.bitzi@geo.uzh.ch

Höhepunkte Ihrer Reise

- ✓ Wohnen auf der erstklassigen Excellence Royal
- ✓ 5 ausgewählte Velo-Traumetappen
- ✓ Bus-Service während der ganzen Reise



Velofahren - klassisch oder mit E-Bike

Fluss- und Veloreise auf der Seine in die Normandie

Programm Velowandern – gemütlich

1. Tag: Schweiz–Paris.

Fahrt mit modernem Komfortklasse-Bus nach Paris. Einschiffung auf unser Hotelschiff Excellence Royal.

2. Tag: Paris–Conflans-Ste-Honorine.

Die französische Hauptstadt Paris ist in der ganzen Welt für ihre Schönheit bekannt. Auf einer geführten Stadtbesichtigung entdecken wir Sehenswürdigkeiten wie den Eiffelturm, die Champs-Élysées und das Quartier Montmartre. Anschliessend fahren wir mit dem Bus nach Colombes und starten unsere erste Veloetappe. Entlang den Ufern der Seine gelangen wir nach Saint-Germain-en-Laye, ehemaliger Wohnsitz des Sonnenkönigs Ludwig XIV. Durch eine grossartige Parkanlage und den Forêt de Saint-Germain fahren wir via Maisons-Laffitte nach Conflans-Ste-Honorine. Wiedereinschiffung. (Velostrecke ca. 40 km)

3. Tag: Vernon–Giverny–Gisors.

Über Nacht erreicht die Excellence Royal Vernon. Mit den Velos fahren wir nach Giverny und besuchen den Garten und das Wohnhaus des grossen Impressionisten Claude Monet. Unsere Fahrt geht weiter nach Gasny, wo wir auf dem berühmten Voie Verte, einem stillgelegten Eisenbahntrasse, nach Gisors radeln. Zeit zur freien Verfügung. Verlad der Velos. (Velostrecke ca. 40 km)

4. Tag: Lisors–Lyons-la-Forêt–Les Andelys.

Die heutige Veloetappe führt uns ab Lisors durch eine typisch normannische, leicht hügelige Landschaft und jahrhundertealten Buchenwald nach Lyons-la-Forêt. Hier spüren wir inmitten liebevoll gepflegter Fachwerkhäuser die Atmosphäre längst vergangener Zeiten. Über Vascoeuil und Charleval fahren wir weiter nach Les Andelys. Am Abend nimmt die Excellence Royal Kurs auf Caudebec-en-Caux. (Velostrecke ca. 55 km)

5. Tag: Caudebec-en-Caux–Honfleur–Étretat (velofreier Tag).

Vormittags fahren wir mit dem Bus nach Honfleur, das den wohl schönsten Hafen der Normandie mit einer einzigartigen Lage an der Blumenküste, der Côte Fleurie, besitzt. Anschliessend besuchen wir die Alabasterküste mit ihren hoch aufragenden Kreideklippen und den faszinierenden Steilfelsen. Das Seebad Étretat lädt zu einem Bummel durch die mittelalterlichen Gassen oder einer Wanderung entlang der Küste ein.

6. Tag: Caudebec–Pont Authou–Rouen.

Mit dem Bus fahren wir nach Pont Authou. Unsere Velostrecke führt uns durch das liebeliche Vallée de la Risle und durch den Forêt Brotonne zurück nach Caudebec-en-Caux. Am späteren Nachmittag geniessen wir die Fahrt auf der Excellence Royal durch die Windungen der Seine bis nach Rouen. Nach dem Abendessen haben wir die Möglichkeit auf einer geführten Be-

sichtigung die ehemalige normannische Hauptstadt zu entdecken. (Velostrecke ca. 45 km)

7. Tag: Abtei Jumièges–Rouen.

Am Morgen bringt uns der Bus zur Abtei Jumièges. Entlang der Seine und der Route des Fruits mit ihren grosszügigen Obstplantagen fahren wir mit dem Velo bis nach Sahurs. Am Nachmittag verlässt die Excellence Royal Rouen und nimmt Kurs Richtung Süden (Velostrecke ca. 35 km)

8. Tag: Paris–Schweiz.

Ausschiffung. Rückfahrt mit dem Bus zu den Einsteigeorten.

Programm Velofahren – sportlich

1., 5. & 8. Tag: gemäss Velowandern – gemütlich

2. Tag: Paris–Conflans-Ste-Honorine.

Unsere erste Veloetappe starten wir in Paris und passieren hautnah Sehenswürdigkeiten wie den Eiffelturm, den Louvre und die Kathedrale Notre Dame. Via St. Denis und Saint-Germain-en-Laye, durch eine grossartige Parkanlage und den Forêt de Saint-Germain erreichen wir Conflans-Ste-Honorine. (Velostrecke ca. 70 km)

3. Tag: Vernon–Giverny–Gisors.

Besuch in Garten und Wohnhaus von Claude Monet. Mit den Velos fahren wir via Gisors nach Magny-en-Vexin. (Velostrecke ca. 60 km)

4. Tag: Lisors–Lyons-la-Forêt–Les Andelys.

Veloetappe von Lisors durch eine leicht hügelige Landschaft via Lyons-la-Forêt, Vascoeuil und Charleval zurück nach Les Andelys. (Velostrecke ca. 65 km)

6. Tag: Caudebec–Pont Audemer–Rouen.

Velofahrt durch das Vallée de la Véronne, Vallée de la Risle und den Forêt Brotonne nach Caudebec-en-Caux. Am Abend geführte Stadtbesichtigung von Rouen. (Velostrecke ca. 75 km)

7. Tag: Abtei Jumièges–Rouen.

Entlang der Seine und der Route des Fruits fahren wir mit dem Velo von der Abtei Jumièges zurück nach Rouen. (Velostrecke ca. 55 km)

Programmänderungen bleiben vorbehalten.



Impressionen von Unterwegs.



Unsere Gruppe beim Picknick.

Tagesetappen wählbar:

Velowandern gemütlich
Velofahren sportlich

ca. 30–60 km
ca. 60–90 km

8 Tage ab Fr.

1995.–

Pro Person in Fr.

Katalog-
Preis

Sofort
Preis*

2-Bett-Kabine, Hauptdeck	2330	2095
2-Bett-Kabine, Mitteldeck	2770	2495
2-Bett-Kabine, Oberdeck	2995	2695
Mini-Suite, Mitteldeck	2995	2695
Mini-Suite, Oberdeck	3215	2895

Zuschläge

Alleinbenutzung Kabine Hauptdeck	395
Alleinbenutzung Kabine Mittel- und Oberdeck	795

Reduktion

2-Bett-Kabine hinten	-100
----------------------	------

Reisedaten 2017 (So – So)

1: 20.08.–27.08.

Unsere Leistungen

- Fahrt im Komfortklasse-Bus mit Veloanhänger
- Schifffahrt in der gebuchten Kabine
- Mahlzeiten:
 - Halbpension an Bord
 - 2 x Mittagessen (1 x an Bord, 1 x in einem lokalen Restaurant)
 - 2 x Picknick-Lunch unterwegs
- Alle Velo- und Touristikausflüge gemäss Programm
- Twerenbold Veloshirt
- Erfahrene Veloreiseleitung und Reisechauffeur

Nicht inbegriffen

- Persönliche Auslagen, Getränke, Trinkgelder
- Mietvelo inkl. Service und Reinigung:
 - Tourenvelos **160**
 - Elektrovelo Typ «Flyer» **240**
 - Elektrovelo Typ «Stöckli» **280**

Abfahrtsorte mit Mietvelo

06:10 Wil	07:20 Aarau
06:30 Burgdorf	08:00 Baden-Rüthof
06:35 Winterthur	08:35 Basel
07:00 Zürich-Flughafen	08:50 Pratteln

Abfahrtsorte mit eigenem Velo

08:00 Baden-Rüthof	08:50 Pratteln
--------------------	----------------

Internet-Buchungscode

→ **iafsein1**

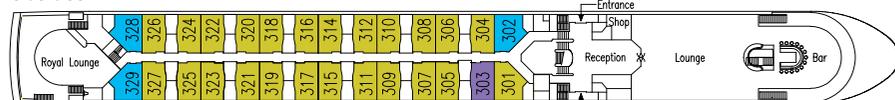
Excellence Royal ***** – Ihr Hotelschiff



Kabinen- und Bordausrüstung

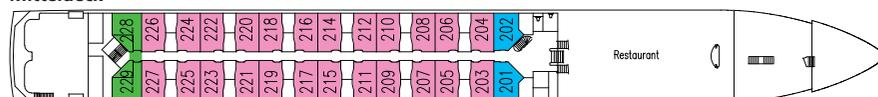
Alle 72 Aussenkabinen sind mit Dusche/WC, Sat.-TV, Minibar, Safe, Föhn, Hausteufel, individuell regulierbarer Klimaanlage, Heizung und Stromanschluss 220 V ausgestattet. Die Mini-Suiten verfügen zudem über DVD-Spieler, Internetanschluss (gegen Gebühr), Sekt und Obst bei Einschiffung und Bademäntel. Stilvoll eingerichtete Panorama-Lounge mit Bar, komfortable Royal-Lounge mit Heckbar und Aussenterrasse und Nichtraucher-Restaurant. Grossflächiges Sonnendeck mit Liegestühlen, Sitzgruppen und Schattenplätzen, Aussichtsterrasse am Bug.

Oberdeck



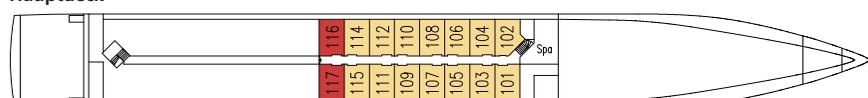
■ Mini-Suite 17 m² mit frz. Balkon ■ 2-Bett-Kabine 16 m² mit frz. Balkon ■ Kabine Grandlit 14 m² mit frz. Balkon

Mitteldeck



■ Mini-Suite 17 m² mit frz. Balkon ■ 2-Bett-Kabine 16 m² mit frz. Balkon ■ 2-Bett-Kabine hinten 15 m² mit frz. Balkon

Hauptdeck



■ 2-Bett-Kabine hinten 13 m² ■ 2-Bett-Kabine 13 m²

*SOFORT-PREISE ca. 50% der Plätze buchbar bis max. 1 Monat vor Abreise. Bei starker Nachfrage: Verkauf zum KATALOG-PREIS.

REISEGARANTIE

Reisekomfort
Nicht inbegriffen:

Busreise im modernen Komfortklasse-Bus
Auftragspauschale von Fr. 20.– pro Person (entfällt bei Buchung über www.twerenbold.ch)
Annulationschutz und Assistance-Versicherungen von Fr. 79.–

Jetzt buchen & informieren www.twerenbold.ch oder 056 484 84 84

Reisen in guter Gesellschaft



TWERENBOLD

Wir Egoisten

Ich und die anderen

«America first», der Brexit und allenthalben erstarkende nationalistische Bewegungen: Bricht ein Zeitalter des Egoismus an? Diese Frage stand am Ursprung dieses Dossiers. Wir haben Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der UZH getroffen, die sich mit dem Egoismus und seinem Gegenstück, dem Altruismus, beschäftigen. Ihre Analysen machen deutlich, dass Menschen, aber auch Tiere ausgesprochen egoistisch sein können. Sie sind es aber lange nicht immer. Dies zeigen selbstlose Krallenaffen, uneigennützige Konsumenten oder faire Kinder. In diesem Dossier erklären wir, weshalb wir manchmal Egoisten sind und manchmal selbstlose Altruisten.

Mit Witz und Schmiss hat sich der Illustrator Yves Noyau mit dem Thema Egoismus auseinandergesetzt. Seine Bilder begleiten dieses Dossier.

«Im nationalistischen Schneckenhaus»

Nationale Egoisten gefährden Wirtschaft und Weltordnung. Seite 25

Trumps Kinder

Ob wir Egoisten oder Altruisten werden, hängt von unseren Vorbildern ab. Seite 28

«Monomanische Selbstsucht»

Egoismus ist eine Folge unserer grossen persönlichen Freiheiten. Seite 32

Herz über Kopf

Emotionale Menschen sind grosszügiger als rationale. Seite 33

Nachwuchs hüten, Wache halten

Erdmännchen und Krallenaffen kümmern sich um das Gemeinwohl. Seite 35

Chinesen ticken anders als Schweizer

Soziale Normen bestimmen unser Verhalten in der Wirtschaft. Seite 38

Die Moral im Migrossack

Weshalb Schweizer mehr Fairtrade-Produkte kaufen als Deutsche. Seite 41

«Wir Egoisten. Ich und die anderen» ist das Thema des nächsten «Talk im Turm», der vom UZH-Magazin organisiert wird. Das Podiumsgespräch findet am Montag, 6. März, um 18.15 Uhr im Restaurant UniTurm statt. Weitere Informationen und Anmeldung: www.talkimturm.uzh.ch





«Im nationalistischen Schneckenhaus»

US-Präsident Donald Trump predigt den nationalen Egoismus, und überall in Europa legen nationalistische Parteien zu. Das ist gefährlich für die Weltwirtschaft, sagt Politologin Stefanie Walter. Interview Thomas Gull

Frau Walter, Die USA haben mit Donald Trump einen Präsidenten, für den gilt: Amerika zuerst. Er steht damit für einen neuen nationalen Egoismus. Wird das Schule machen?

Stefanie Walter: Trump ist kein Einzelfall, sondern Teil eines Trends, den man in vielen Ländern beobachten kann. Der Brexit gehört in die Kategorie eines solchen neuen Nationalismus, der Front National in Frankreich verfolgt eine solche Agenda; in Polen und Ungarn haben wir stark nationalistisch geprägte Regierungen, und in der Schweiz wurde die Masseneinwanderungsinitiative angenommen.

Wie erklären Sie sich den Erfolg dieser nationalistischen Bewegungen?

Walter: Bezüglich der USA ist eine der Antworten, dass die Globalisierung nicht abgefedert wird, da es kaum einen Wohlfahrtsstaat gibt. Doch so einfach lässt sich das nicht erklären. In Europa gibt es starke Wohlfahrtsstaaten, die den Verlierern der Globalisierung unter die Arme greifen. Trotzdem registrieren wir ein Erstarren des Nationalismus in vielen Ländern. Es gibt mehrere Entwicklungen, die zusammentreffen: Die Modernisierung schafft Verunsicherung. Dazu gehört der globale Austausch von Produkten, Menschen, Ideen. Dann erleben wir Deindustrialisierung, Automatisierung und Digitalisierung. Diese Veränderungen wirken sich auf den Arbeitsmarkt aus. Sie fordern und überfordern viele Menschen, weil sich die Arbeitsfelder sehr schnell verändern. Jobs gehen verloren und es entstehen neue, die aber ganz andere Qualifikationen und Fähigkeiten erfordern. Dann gibt es neben dem wirtschaftlichen auch den kulturellen Wandel.

Was verstehen Sie darunter?

Walter: Dazu gehört zum Beispiel, dass Frauen mitreden wollen, gute Jobs haben, gleichberechtigt

sind. Es ist nicht mehr selbstverständlich, dass in den USA der weisse Mann ganz oben in der Nahrungskette steht. Er hat Konkurrenz aus anderen Bevölkerungsgruppen erhalten, die auch ein Stück vom Kuchen wollen. Das führt zu Verunsicherung

«Das letzte Mal, als sich die USA für den Protektionismus entschieden, hatte das fatale Folgen.» Stefanie Walter

und dem Gefühl, früher sei alles besser gewesen. Dahin möchten dann vor allem jene wieder zurück, die glauben, die ganzen Entwicklungen seien für sie ein Nachteil. Sie glauben, mit der Rückbesinnung auf den Nationalstaat könne der frühere Zustand wiederhergestellt werden.

Sind die Ursachen für die Verunsicherung und die Stärkung der nationalistischen Bewegungen in Europa die gleichen wie in den USA?

Walter: Wie ich in mehreren Studien zeigen konnte, fühlen sich Globalisierungsverlierer tatsächlich unsicherer. Es gibt aber auch Globalisierungsgewinner, die sich auf dem Arbeitsmarkt sehr sicher fühlen und Einkommensumverteilung skeptisch sehen. Was Europa von den USA unterscheidet, ist, dass in den USA der Staat bei den Verlierern der wirtschaftlichen Entwicklung oft in Verruf ist, obwohl sie eigentlich auf seine Unterstützung angewiesen wären. Es gibt allerdings auch Evidenz, dass manche dieser Menschen gar nicht verstehen, was der Staat für sie tut und tun könnte. Mehr Staat ist für viele Amerikaner einfach a priori schlecht.

Welche Parteien wählen die Globalisierungsverlierer?

Walter: Sie wählen eher linke Parteien, wie wir in einer anderen Studie zeigen konnten. Globalisierungsverlierer wählen nicht häufiger rechtspopulistische Parteien, sondern diese Parteien sind bei niedrig Qualifizierten generell populärer als bei hoch qualifizierten Wählern, unabhängig davon, ob sie im globalen Wettbewerb stehen oder nicht. Gleichzeitig zeigen andere Studien, dass das Gefühl, Globalisierung sei schlecht und bedrohlich, bei Wählern rechtspopulistischer Parteien viel stärker ausgeprägt ist als bei Wählern anderer Parteien. Da klaffen die objektive Bedrohung und das subjektive Empfinden auseinander.

Ist der Nationalstaat die Ecke hinterm Ofen, wo's noch warm und gemütlich ist?

Walter: (lacht) So stellen wir uns das zumindest vor. Doch es ist fraglich, wie gemütlich diese Ecke wirklich ist, wenn dann jeder für sich allein in seinem Nationalstaat sitzt.

Wird die Welt mit der Rückbesinnung auf den Nationalstaat für alle wieder besser und überschaubarer?

Walter: Die Forschung ist da eher skeptisch. Wir wissen aus der Vergangenheit, dass es nicht gut herausgekommen ist, wenn sich beispielsweise die Staaten in Europa in ihr nationalistisches Schneckenhaus verkrochen haben. Staaten, die



Stefanie Walter

Die Professorin für Internationale Beziehungen und Politische Ökonomie forscht über die Politik von Finanzkrisen, Globalisierung und Desintegration.

Kontakt: walter@ipz.uzh.ch

viel miteinander handeln, führen weniger Krieg gegeneinander. Die wichtigste Motivation für die Gründung der Europäischen Union war bekanntlich nicht der Handel, sondern die Befriedung Europas. So gesehen ist die europäische Einigung eine Erfolgsgeschichte: Siebzig Jahre Frieden in Europa, das ist aussergewöhnlich.

Ist diese stabile Nachkriegsordnung, die Europa Frieden und Prosperität beschert hat, gefährdet?

Walter: Diese Nachkriegsordnung stand noch nie so sehr unter Druck wie jetzt. Europa ist fragil, auch weil es so heterogen ist und mit der Euro- und der Flüchtlingskrise zwei Krisen weiterschwellen, die noch nicht wirklich bewältigt sind. Es wird interessant sein, zu sehen, wie die Wahlen in Frankreich und Deutschland in diesem Jahr herauskommen, wie die Brexit-Verhandlungen verlaufen und wie es mit Putins Ambitionen weitergeht.

Und auf der anderen Seite Trump, der Europa offenbar eher als Konkurrent denn als Partner betrachtet.

Walter: Die Nachkriegsordnung war stark von den USA geprägt, die sich durchaus im eigenen Interesse für Frieden und Stabilität in Europa eingesetzt haben. Da galt und gilt immer noch «America first». Doch die USA agierten als verantwortungsvoller Hegemon, der sich bewusst war, dass er davon profitiert, wenn es den anderen Staaten auch gut geht. In diesem Punkt unterscheidet sich Trumps Haltung stark von der vorherrschenden US-Nachkriegsdoktrin, die viel Stabilität gebracht hat und den Ausbau des globalen Handelssystems förderte – immer im wohlverstandenen Eigeninteresse der USA.

Die USA waren allerdings nicht immer die grossen Befürworter und Förderer des freien Handels.

Walter: Das letzte Mal, als sich die Amerikaner für den Protektionismus entschieden, war nach der Weltwirtschaftskrise, als sie hohe Zölle einführten. Das war 1929. Mit fatalen Folgen für die Weltwirtschaft. Denn damit haben sie eine Abwärtsspirale in Gang gesetzt, durch die das Welthandelsvolumen insgesamt innerhalb kurzer Zeit massiv geschrumpft ist. Der Ökonom Charles P. Kindleberger hat gezeigt, wie der Welt-

handel nach der Weltwirtschaftskrise immer stärker zurückging, weil nach den USA die anderen Staaten auch anfangen, protektionistische Barrieren aufzubauen. Protektionismus kann für ein Land gut sein, wenn alle andere gleich bleibt. Aber normalerweise reagieren die anderen Staaten darauf mit eigenen protektionistischen Massnahmen. Wenn dann alle den Schlagbaum runterlassen, sinkt das Welthandelsvolumen. In den 1930er-Jahren hat das dazu geführt, dass die Weltwirtschaftskrise noch verschärft wurde, weil der ganze internationale Handel zusammenbrach. Wir bezeichnen diesen Schrumpfungsprozess heute als «Kindlebergerspirale».

Droht uns jetzt wieder eine solche fatale negative Welthandelsspirale?

Walter: Wenn alle anfangen, hohe Zölle zu erheben und den internationalen Handel einzudämmen, kann sich das wiederholen. Der grosse

Präsidentiale Illusionen

Viele Arbeitsplätze in den USA sind durch Globalisierung und Automatisierung verloren gegangen. Höhere Zölle bringen keine Jobs zurück, die durch den Einsatz von Robotern vernichtet wurden, sagt Stefanie Walter.

Unterschied ist heute, dass es internationale Abkommen und Organisationen gibt, die dazu da sind, eine solche Entwicklung zu verhindern, wie etwa die Welthandelsorganisation WTO oder die Europäische Union. Wie stabil das Gefüge ist, wenn sich die Staaten daraus zurückziehen wollen, ist die grosse Frage. Wir sind bisher davon ausgegangen, dass diese Institutionen relativ stabil sind. Das könnte anders aussehen, falls sich mit den USA die Führungsnation zurückzieht. Deshalb bereitet Trump auch so vielen Bauchweh. Die Amerikaner sind immer noch der wichtigste Spieler auf dem Feld der Weltwirtschaft und der Weltpolitik.

Bisher waren die USA der Treiber hinter der Globalisierung und dem Welthandel. Auch weil sie glaubten, davon am meisten zu profitieren. Nun

will Trump einerseits die eigene Industrie schützen und gleichzeitig «bessere Deals» aushandeln. Wird ihm das gelingen?

Walter: Es wird nicht so einfach sein, wie er sich das vorstellt. Er wird einzelne Staaten wie Mexiko unter Druck setzen können, die stark von den Wirtschaftsbeziehungen mit den USA abhängig sind. Man darf aber auch nicht vergessen, dass die Produktionsketten zwischen den USA und Mexiko sehr stark integriert sind. Wenn Trump das Freihandelsabkommen Nafta kündigen würde, wären davon deshalb auch viele US-Firmen empfindlich betroffen.

Welche weiteren Folgen könnten protektionistische Massnahmen wie hohe Zölle haben?

Walter: Für die Amerikaner würde das bedeuten, dass die Produkte, die sie kaufen, teurer werden. Ob die Trump-Wähler von höheren Zöllen wirklich profitieren, ist deshalb fraglich. Offen ist auch, ob Jobs, die schon verloren gegangen sind, zurückkommen werden.

Das ist ja eines von Trumps Wahlversprechen – ist das realistisch?

Walter: Jobs sind durch die Globalisierung wie durch die Automatisierung verloren gegangen. Schätzungen gehen davon aus, dass ein Drittel bis die Hälfte der Jobverluste in den USA auf Kosten der Globalisierung gehen und die andere Hälfte bis zwei Drittel durch Automatisierung verloren gingen. Klar ist: Höhere Zölle bringen keine Jobs zurück, die durch den Einsatz von Robotern vernichtet wurden. Das ist eine Illusion. Es ist einfacher, die «unfaire» Konkurrenz aus China oder Mexiko zu kritisieren, als die Automatisierung.

Die beiden Staaten hat Trump besonders im Visier, weil er glaubt, sie seien für die Misere von Teilen der amerikanischen Industrie verantwortlich. Trump setzt offenbar auf Konfrontation. Ist das klug?

Walter: Trump will Amerika wieder gross machen. Doch alles, was er anstrebt, befördert die Rolle Chinas.

Können Sie das konkretisieren?

Walter: Trump will das Transpazifische Handelsabkommen TPP nicht ratifizieren, weil es aus seiner Sicht ein schlechter Deal ist. Für die Chi-



nesen wäre das prima. Denn das Hauptziel des Abkommens ist, die Rolle Chinas im Pazifik einzudämmen und die der USA zu stärken. China ist nicht Teil der Transpazifischen Partnerschaft TPP. Die USA haben versucht, mit dem TPP die asiatischen Länder stärker an sich zu binden. Die Chinesen versuchen, etwas Ähnliches aufzubauen. Das werden sie jetzt forcieren. Die Rolle Chinas im asiatischen Raum wird dadurch gestärkt, die der USA geschwächt. Das passt zu Trumps Programm, sich nicht um den Rest der Welt zu kümmern. Doch es beisst sich mit dem Anspruch, Amerika wieder gross zu machen.

Könnten Schutzzölle der USA auch die Schweiz treffen?

Walter: Höhere Zölle widersprechen grundsätzlich den Regeln der WTO – solange diese befolgt werden. Viel kann man aber trotzdem über Regulierungen machen, kleinen Nadelstichen. Wir sahen bereits unter Obama, dass ausländische Firmen bei Verfehlungen oft stärker verfolgt werden als einheimische, wie etwa die Beispiele von UBS oder VW zeigen. Man kann ausländische Firmen empfindlich treffen, ohne hohe Zölle zu erheben.

Werden die nationalistischen Bewegungen in Europa bei den Wahlen in diesem Jahr Erfolg haben und dann auch an der Regierung beteiligt?

Walter: Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, dass die AfD in Deutschland an der Regierung beteiligt wird, aufgrund der Popularität von Angela Merkel und des Konsenses der Mitteparteien, die sich wohl noch einmal zu einer grossen Koalition zusammenraufen würden. In Frankreich sieht es anders aus, weil dort am Schluss zwischen den beiden Topkandidaten für die Präsidentschaft entschieden wird. Da kommt es darauf an, wer es in den zweiten Wahlgang schafft. Das macht eine Prognose schwierig. Offen ist natürlich, was passiert, wenn es vor den Wahlen weitere Terroranschläge geben sollte.

Sind Sie optimistisch oder pessimistisch, was die weitere Entwicklung angeht?

Walter: Eher pessimistisch, hoffe aber, dass ich damit falsch liege.

Trumps Kinder

Wir kommen nicht als Egoisten zur Welt. Bereits Kleinkinder haben einen ausgeprägten Sinn für Teilen und Helfen, wie Experimente zeigen. Ob das so bleibt, hängt von positiven Vorbildern und Erfahrungen ab. Von Roger Nickl

Am Anfang war der Egoismus. Zumindest wenn es nach Thomas Hobbes geht. Der britische Philosoph des 17. Jahrhunderts war der Meinung, dass eigennütziges Verhalten die Natur des Menschen ausmache. Hätte Hobbes recht, wären wohl schon kleine Kinder knallharte Egoisten. Heute, rund vier Jahrhunderte später, wissen wir, dass dem nicht so ist. Untersuchungen haben gezeigt, dass Kinder schon sehr früh andere Menschen unterstützen und einen Sinn für Fairness zeigen, wie Moritz Daum sagt. Der Entwicklungspsycho-

*Damit altruistisches Verhalten
möglich wird, müssen Kinder
zuerst lernen, mit dem Widerstreit
von kaltem Verstand und heissen
Gefühlen umzugehen.*

loge erforscht an der UZH, wie sich Kinder von Geburt an in ihrem Denken, Fühlen und Handeln entwickeln.

Kinder sind beispielsweise schon früh äusserst hilfsbereit. In einem Experiment von Forschern am Max-Planck-Institut für evolutionäre Anthropologie in Leipzig liess ein Versuchsleiter einen Stift so zu Boden fallen, dass er ihn selbst nicht mehr aufheben konnte. Die Kleinen, die zum Teil kaum gehen oder stehen konnten, boten nun selbstlos und ohne Aussicht auf eine Belohnung all ihre Kräfte auf, um den verlorenen Gegenstand zu holen und ihn seinem Besitzer zurückzugeben. Sie taten dies sogar, als die Forscher ihnen Hindernisse in den Weg stellten und das Helfen so erschwerten.

Früher Sinn für Gerechtigkeit

Kleinkinder helfen anderen Menschen nicht nur, sie entwickeln auch schon früh einen Sinn für das

gerechte Teilen von Dingen. Hinweise darauf gibt ein Experiment, das Wissenschaftler der Harvard University durchgeführt haben. Die Psychologen zeigten zwölf- bis fünfzehnmonatigen Kindern zwei Bilder. Auf dem einen waren zwei Kinder zu sehen, die je ein Spielzeug in der Hand hielten. Auf dem anderen Bild hatte eines der Kinder zwei, das andere kein Spielzeug. Dieses zweite Bild erregte die Aufmerksamkeit der Kleinen weit stärker als das erste – und das hat seine Gründe.

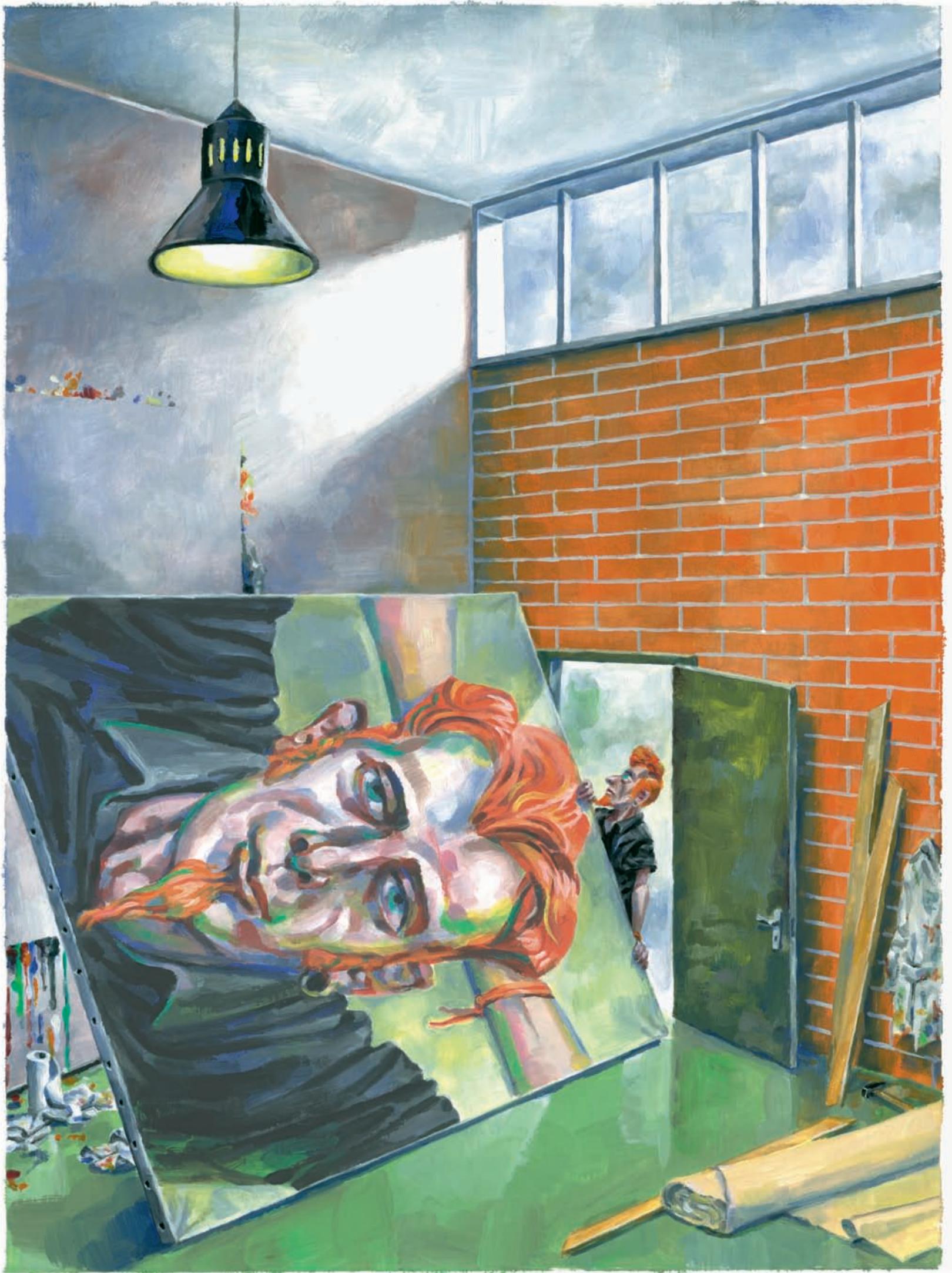
Denn aus der Forschung ist bekannt, dass eine Situation, die unsere Erwartungen verletzt, uns mehr beschäftigt als eine erwartbare. Aufgrund der Reaktion der Kleinkinder schlossen die amerikanischen Psychologen deshalb, dass die faire Verteilung der Spielzeuge für diese die Norm ist und die Ungleichverteilung deren Verletzung. «Das heisst natürlich nicht, dass kleine Kinder bereits eine explizite Vorstellung von Gerechtigkeit haben», sagt Moritz Daum, «aber eine gerechte Verteilung scheint in ihrem Denken nahe liegender zu sein als eine ungerechte.» In der Kognition, muss man deshalb annehmen, wird schon früh ein Fundament für uneigennütziges Handeln gelegt.

Der Wunsch, alles zu besitzen

Obwohl Kinder bereits früh einen Sinn für Fairness und Teilen entwickeln, handeln sie längst nicht immer entsprechend. Davon können Eltern ein Lied singen, die im Sandkasten vergebens einen Konflikt zu befrieden versuchen, der ausgebrochen ist, weil eine Zweijährige Kessel, Rechen und Schaufel partout nicht mit einem Freund teilen will.

Der Grund, weshalb es Kindern oft schwerfällt zu teilen, obwohl sie eigentlich einen Sinn für Fairness haben, hängt mit der gleichzeitigen Entwicklung von Denken und Gefühlen zusam-





men. «Zwischen dem Verstehen und dem Tun gibt es in der kindlichen Entwicklung eine Dissoziation», sagt Psychologe Moritz Daum. Während Kinder kognitiv bereits schon früh ein Verständnis von Fairness haben, hinkt die Regulation des Tuns und der Gefühle in der Entwicklung hinterher. Gerade die Emotionsregulation ist beim Teilen von Dingen, die man gerne hat, wichtig. Geht es doch darum, den starken Wunsch, alles zu besitzen und für sich zu behalten, zu unterdrücken und dem anderen einen Teil abzugeben.

Dies gelingt Kindern erst ab acht Jahren und bleibt auch dann eine Herausforderung. «Die inhibitorische Kontrolle, die unter anderem für die Regulation von Gefühlen zuständig ist, hängt mit der Entwicklung des frontalen Kortex im Hirn zusammen, die erst im jungen Erwachsenenalter abgeschlossen ist», sagt Daum. So kommt es, dass schlecht kontrollierbare Gefühle das faire Verhalten von Kindern öfter einmal verunmöglichen.

Psychologen sprechen in diesem Zusammenhang auch von heissen und kalten exekutiven Funktionen. Diese exekutiven Funktionen helfen Menschen, ihr Verhalten zu regeln. Sind sie kalt, wird eine Situation rational beurteilt. «Das Kind sagt sich dann beispielsweise, «ich bekomme ein Guetsli – für mich ist in Ordnung, wenn der andere auch eine bekommt», sagt Moritz Daum.

Heiss wird es dagegen, wenn das Kind zwei Guetsli besitzt und diese teilen sollte. «In einer solchen Situation kommen starke Gefühle und Motivationen mit ins Spiel», meint Entwicklungspsychologe Daum, «da wird alles, was kalt und rational ist, vom Tisch gefegt.» Von Teilen kann dann oft keine Rede mehr sein.

Die Sonne, um die alles kreist

Damit altruistisches Verhalten möglich wird, müssen Kinder zuerst lernen, mit diesem Widerstreit von kaltem Verstand und heissen Gefühlen umzugehen. Aber nicht nur das. Sie müssen sich auch in andere Menschen einfühlen können. Das ist gar nicht so einfach. Denn vor allem in den ersten Lebensjahren sind sie durchaus auch ausgesprochene Egozentriker – so gesehen lag Thomas Hobbes eben doch nicht ganz falsch. Sie gehen davon aus, dass die Menschen in ihrer

Umgebung die Welt genau so wahrnehmen, wie sie selbst es tun. Sie sind quasi die Sonne, um die alles kreist.

Im Lauf der Entwicklung beginnt sich dieses Weltbild, dieser frühkindliche Egozentrismus, zu relativieren. Schritt für Schritt bauen Kinder eine Theory of Mind, eine Theorie des Geistes auf, wie die Psychologen sagen. Sie beginnen zu verstehen, dass andere Menschen eben auch andere, ihnen teils widersprechende Gefühle und Wahrnehmungen haben können. Damit wird auch die Basis für uneigennütziges Handeln gelegt. Denn Kinder beginnen zu begreifen, dass ein Freund

Was Eltern vorleben

In Kindern schlummert beides: das Potenzial, kaltschnäuzige Egoisten oder fair handelnde Altruisten zu werden. In welche Richtung sie sich entwickeln, hängt auch davon ab, was die Eltern vorleben.

traurig sein kann, weil er beispielsweise beim Verteilen von Guetsli nichts, sie aber alles bekommen haben.

Freude an der Freude des anderen

Und sie lernen ihre Gefühle und ihr Handeln so zu regulieren, dass sie beim fairen Guetsli-Verteilen zwar weniger bekommen, es aber als Belohnung empfinden, dass sich der andere freut. Die Freude an der Freude des anderen überwiegt so den Wunsch nach einem zusätzlichen Guetsli. Dieser Entwicklungsprozess dauert die ganze Kindheit und Jugend hindurch. «Selbst Adoleszente können sich noch nicht perfekt in die Situation von anderen versetzen», sagt Entwicklungspsychologe Moritz Daum.

Kinder haben also einen Hang zur Egozentrik, gleichzeitig besitzen sie einen früh ausgeprägten Sinn für Fairness. Anders gesagt: In ihnen schlummert beides, das Potenzial, kaltschnäuzige Egoisten oder fair handelnde Altruisten zu werden. Ob sie sich auf die eine oder die andere Seite entwickeln, hängt auch stark von Erziehung und Umwelt ab. «Denn Kinder sind kleine Lernmaschinen», sagt Moritz Daum, «sie beobachten

ganz genau, wie sich die Menschen um sie herum verhalten, und sie ahmen dieses Verhalten nach.» Das heisst, wenn Eltern ihre Kinder zu Fairness erziehen wollen, sollten sie selber fair sein. Das ist wie beim Velofahren: Möchten Mütter und Väter, dass ihr Kind einen Helm trägt, sollten sie sich selber einen aufsetzen.

Altruistisches Verhalten nicht belohnen

Wichtig ist auch, dass altruistisches Verhalten nicht belohnt wird. «Denn Kinder neigen ja dazu, von sich aus zu helfen», sagt Moritz Daum, «wenn man nun altruistisches Verhalten mit einer Belohnung verknüpft, untergräbt man diese grundsätzliche Bereitschaft.» Fehlt beim nächsten Mal dann die Belohnung, sinkt mit der Zeit auch die Motivation, sich uneigennützig zu verhalten.

Ob Fairness in der Erziehung überhaupt eine Rolle spielt, kommt letztlich ganz auf die Eltern an. «Trump wird seine Kinder wohl kaum zu Altruisten erziehen», sagt Moritz Daum, «das kann man gut oder schlecht finden – entscheidend für die kindliche Entwicklung ist, was Eltern vorleben.» Entscheidend ist aber auch, welche Erfahrungen Kinder selbst machen. Sollten sie ihr Pausenbrot regelmässig mit einem Schulkollegen oder einer Schulkollegin teilen, dafür aber nie eine Gegenleistung erhalten, wird die uneigennützigkeit Einstellung mit der Zeit leiden. Das altruistische Potenzial von Kindern ist zwar gross – grenzenlos ist es jedoch nicht. Wenn das Pflänzchen gedeihen soll, muss es beständig gegossen werden, sonst verdorrt es allmählich.

Kontakt: Prof. Moritz Daum, daum@psychologie.uzh.ch

«Monomanische Selbstsucht»

Wir verfügen heute über grosse Freiheiten, sagt Peter-Ulrich Merz-Benz. Eine negative Folge davon ist egoistisches Verhalten etwa in der Wirtschaft oder im Umgang mit der Umwelt. Mit dem Soziologen sprach Roger Nickl.

Herr Merz-Benz, Sie haben das Thema «Gemeinwohl und Eigeninteresse» lanciert, um das sich der Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie im nächsten Juni drehen wird. Stellen Sie einen Trend zu einem wachsenden Egoismus in der Gesellschaft fest?

Peter-Ulrich Merz-Benz: Den gibt es durchaus. Man muss sich aber zuerst einmal vor Augen führen, was Egoismus eigentlich meint und wie sich der Begriff von den Begriffen Eigennutz und Eigeninteresse unterscheidet.

Bedeutet diese Begriffe nicht dasselbe?

Merz-Benz: Nein, auf keinen Fall. Eigeninteresse bedeutet nichts anderes, als Ziele zu verfolgen, Zwecke zu verwirklichen suchen, die einem wichtig sind. Das ist etwas ganz Selbstverständliches. Dabei stellt sich allerhöchstens die Frage, wie vermittelbar diese Interessen mit den Eigeninteressen anderer oder den Interessen des Gemeinwesens sind. Beim Eigennutz werden die Bedürfnisse schon deutlicher als eigene ausgewiesen. Implizit stellt sich hier die Frage, ob der Eigennutz mit dem Eigennutz anderer oder sogar dem Gemeinnutz kollidiert. Ist dies der Fall, wird dann oft der Vorwurf formuliert, jemand stelle den Eigennutz vor den Gemeinnutz.

Wie würden Sie dagegen Egoismus definieren?

Merz-Benz: Egoismus meint das ausschliessliche Verfolgen eigener Interessen und ist in seiner extremsten Ausprägung eine Form von monomanischer Selbstsucht, von radikaler Ichbezogenheit. Das Ich ist die Maxime jeglichen Handelns. Egoisten geht es nur um die Befriedigung der eigenen Bedürfnisse. Anderes zählt nicht. Egoismus ist so gesehen eine Steigerung und eine qualitative Veränderung von eigennützigem Verhalten.

Sie haben gesagt, dass es einen gesellschaftlichen Trend zum Egoismus gibt. Wo stellen Sie den fest?

Merz-Benz: Diesen Trend kann man in verschiedenen Lebensbereichen feststellen. Etwa im Shareholder-Kapitalismus in der Wirtschaft, wo kurzfristige Anreize wie Bonuszahlungen schlicht das Mass aller Dinge sind. Egoistische Verhaltensweisen gibt es aber auch im Bereich der Ökologie, etwa das Übernutzen von Böden, das

Ausgebeutete Natur

Die Ausbeutung der Natur zugunsten kurzfristiger Gewinnaussichten sei egoistisch, sagt Peter-Ulrich Merz-Benz. Deshalb brauche es Gesetze, die etwa den nachhaltigen Umgang mit dem Boden regeln.

Überfischen von Gewässern, die Rodung von Regenwäldern oder die Umweltverschmutzung. Das wird weniger diskutiert, ist aber sehr gravierend. Die Ausbeutung der Natur zugunsten kurzfristiger Gewinnaussichten ist ein klar egoistisches Verhalten.

Das heisst, wir handeln auch egoistisch, wenn wir ungebremst Auto fahren oder in rauen Mengen Meerfrucht konsumieren?

Merz-Benz: Die Lust, Auto zu fahren und sich dadurch das Leben zu erleichtern, oder der Genuss von Meeresfrüchten ist noch nicht a priori egoistisch. Geschieht dies dagegen ungebremst – buchstäblich in jeder Hinsicht: was den Treibstoffverbrauch ebenso wie die Verkehrssicherheit angeht – respektive handelt es sich um masslosen Genuss von Meeresfrüchten, dann sieht die Sache schon anders aus.

Was sind denn die gesellschaftlichen Folgen von egoistischem Verhalten?

Merz-Benz: Konsequenz zu Ende gedacht, hat Egoismus für das Zusammenleben eine zersetzende Wirkung. Damit ist nicht gemeint, dass egoistisches Handeln per definitionem zu sozialen Auflösungserscheinungen führt – das muss nicht der Fall sein. Denn egoistisches Handeln, das ausschliessliche Verfolgen von eigenen Interessen, impliziert immer auch, dass es überhaupt gesellschaftliche Verhältnisse gibt, die es erlauben, diese Eigeninteressen zu verfolgen. Wovon wir hier sprechen, sind die negativen Folgen, der relativ grossen Freiheit und Selbstbestimmung, über die wir heute verfügen.

Wie sieht es heute mit dem sozialen Engagement von Menschen etwa in Vereinen aus: Sinkt die Bereitschaft, sich gemeinnützig zu engagieren?

Merz-Benz: Ganz sicher betätigen sich auch heute viele Menschen ehrenamtlich und gemeinnützig. Keine Gemeinde könnte ohne die Mithilfe von Bürgerinnen und Bürgern bestehen. Diese engagieren sich beispielsweise in Vereinen und in der Pflege. Sie organisieren Anlässe und sie sind in Lokalkultur und Lokalpolitik aktiv. So gesehen kann man heute beides beobachten: egoistisches Handeln und Handeln im Sinne des Gemeinwohls.

Wie können wir egoistisches Verhalten etwa im Umgang mit der Umwelt verringern?

Merz-Benz: Indem wir den Werten des Gemeinwohls in all seinen Grössenordnungen wieder mehr oder überhaupt Geltung verschaffen und allenfalls entsprechende Gesetze erlassen.

Was müsste man konkret tun?

Merz-Benz: Es braucht beispielsweise Gesetze, die den ökologischen und nachhaltigen Umgang mit dem Boden regeln oder die den Einsatz von bestimmten Chemikalien in der Landwirtschaft beschränken oder verbieten. Und wir müssten

vermehrt dafür sorgen, dass keine Speisen aus nicht nachhaltiger Produktion auf den Tisch kommen.

Beim Thema Umweltschutz treffen sich Gemeinnutz und Eigeninteresse letztlich, denn es sollte in unserem eigenen Interesse sein, dass die Natur keinen Schaden nimmt. Sehen Sie das auch so?

«Im Shareholder-Kapitalismus mit seinen kurzfristigen Anreizen zeigt sich ein Trend zum Egoismus.»

Peter-Ulrich Merz-Benz

Merz-Benz: Ja, unbedingt. Die Frage, wie sich Eigeninteressen und Gemeinwohl vermitteln lassen, wird generell immer dringender. Sich darüber zu freuen, dass es auch heute noch Altruisten gibt, ist eindeutig zu wenig.



Peter-Ulrich Merz-Benz

Der Professor für Soziologie, insbesondere soziologische Theorie und Theoriegeschichte, am Soziologischen Institut der Universität Zürich forscht gegenwärtig zu den Themen Sozialwissenschaft und Humanismus. Merz-Benz leitet zudem das Forum «Philosophie der Geistes- und Sozialwissenschaften» am Philosophischen Seminar der UZH.

Kontakt: merz-benz@soziologie.uzh.ch

Veranstaltungshinweis: Der Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie zum Thema «Gemeinwohl und Eigeninteresse» findet vom 21. bis 23. Juni an der UZH statt.

DOSSIER Wir Egoisten. Ich und die anderen

Herz über Kopf

Menschen, die emotional und empathisch sind, verhalten sich altruistischer als solche, die eher rational funktionieren. Das zeigt eine Untersuchung von Psychologen der UZH. Von Thomas Gull

Die Positive Psychologie erforscht, wie sich unser Charakter auf unsere Lebenszufriedenheit auswirkt. Sie basiert auf der Annahme, dass wir zufriedener und glücklicher sind, wenn wir ein Leben führen, das im Einklang mit unseren Charakterstärken steht.

UZH-Psychologieprofessor Willibald Ruch und seine beiden Assistenten Lisa Wagner und Richard Bruntsch haben untersucht, ob es einen Zusammenhang zwischen altruistischem, uneigennützigem Verhalten und bestimmten Aspekten der Charakterstärke gibt. Dazu liessen sie Probanden ökonomische Spiele spielen, die dafür verwendet werden, herauszufinden, ob wir uns altruistisch oder egoistisch verhalten. Bei den Spielen muss man sich entscheiden, ob man teilen will oder nicht. Wenn alle teilen, profitieren alle davon, wenn nur die einen teilen und die anderen nicht, haben jene das bessere Ende für sich, die sich egoistisch verhalten.

Wie die UZH-Psychologen zeigen konnten, verhalten sich Menschen in dieser Situation altruistischer, deren dominierende Charakterstärken dem «Herzen» zugeordnet werden. Diese Stärken äussern sich in einem Verhalten, das emotional und empathisch motiviert ist. Zu den entsprechenden Charakterstärken des «Herzens» gehören Bindungsfähigkeit, Humor oder Enthusiasmus. Egoistischer verhalten haben sich hingegen Menschen, deren Charakterstärken dem «Kopf» zugeordnet werden können, wie Urteilsvermögen oder Vorsicht. «Menschen, deren Charakterstärken eher emotional und «herzorientiert» sind, verhielten sich in unserer Studie grosszügiger als solche, deren Charakter sich vor allem durch Stärken auszeichnet, die mehr mit dem Verstand zu tun haben als mit dem «Fühlen», erklärt Lisa Wagner.

Nicht ins Gewicht fiel dagegen eine andere Unterscheidung, die die Psychologen ebenfalls

untersucht haben: diejenige zwischen Charakterstärken, die sich auf der Achse «Ich/Selbst» und «Die anderen» anordnen lassen. Lisa Wagner sagt dazu: «Wir haben daraus den Schluss gezogen, dass es bei den von uns verwendeten Spielen nicht so sehr um das Abwägen zwischen den eigenen Interessen und denen der anderen geht, sondern um Empathie und Emotionen.» Wer sich in andere einfühlen kann, und am Befinden anderer Anteilnimmt, ist offenbar eher bereit zu teilen.

Teilen macht glücklich

Wagners Kollege Richard Bruntsch weist darauf hin, dass diese Studie zudem bestätigt, was Ökonomen mit den gleichen Spielen bereits gezeigt haben – dass der Mensch kein rein egoistischer Nutzenmaximierer ist. «Er will für sich nicht stets das Beste rausholen im Sinne von grösstmöglichem Profit.» Allerdings, auch wer teile, habe etwas davon, erklärt Bruntsch: «Wir vermuten, dass es für Menschen, die ihre Charakterstärken vorwiegend auf der Herzseite haben, ein beglückendes Gefühl sein kann, etwas abzugeben und damit ihre Stärke zu praktizieren.» Teilen kann eben tatsächlich glücklich machen.

Wer nicht so gerne mit anderen teilt, im Spiel aber das bekommt, was er gerne möchte, nämlich möglichst viel, ohne selbst etwas abgeben zu müssen, dürfte auch zufrieden sein. Denn auch er konnte damit seine Charakterstärken ausleben. In diesem Sinne kann es auch glücklich machen, sich egoistisch zu verhalten. Die einen haben am Ende weniger Geld und sind dafür zufriedener. Die anderen haben mehr und sind es auch. Hauptsache, so lässt sich annehmen, sie handeln im Einklang mit ihren Charakterstärken.

Kontakt: Prof. Willibald Ruch, w.ruch@psychologie.uzh.ch, Lisa Wagner, l.wagner@psychologie.uzh.ch, Richard Bruntsch, r.bruntsch@psychologie.uzh.ch



Nachwuchs hüten, Wache halten

Im Tierreich ist Egoismus die Regel, doch manchmal begünstigen die Umstände Kooperation, etwa bei Erdmännchen und Krallenaffen. Die Menschen haben die Zusammenarbeit zum Erfolgsmodell gemacht. Von Theo von Däniken

Schaut man sich im Tierreich um, so ist der Befund klar: Egoismus ist die vorherrschende Lebensform. Im Bestreben, nicht zu verhungern, nicht gefressen zu werden, sich fortzupflanzen und seinen Nachwuchs durchzubringen, ist bei den allermeisten Tieren jeder sich selbst der Nächste. Dennoch gibt es Arten, die im Überlebenskampf auf Kooperation und Zusammenarbeit setzen, bei denen das einzelne Individuum Kosten auf sich nimmt, um Aufgaben für die Gruppe zu übernehmen. Das kommt bei allen möglichen Arten vor; bei Fischen ebenso wie bei Vögeln oder Säugetieren. Besonders ausgeprägt ist dieses Verhalten bei so genannten «cooperative breeders» zu finden, also bei Arten, die ihre Jungen gemeinsam aufziehen. Kooperation, die Fähigkeit zur Zusammenarbeit, ist per se keine höhere oder bessere Lebensform. Sie benötigt keine höhere Intelligenz oder spezifische kognitive Fähigkeiten. Wenn eine kooperative Lebensform jedoch gepaart ist mit einem weit entwickelten Gehirn, dann hat sie grosses Potenzial.

Gemeinsam gegen Feinde

Doch zunächst: Wie muss man sich Kooperation bei Tieren vorstellen? Wie und wo arbeiten Tiere zusammen und was löst das Teamwork aus? In der Kalahariwüste im südlichen Afrika sind die Lebensbedingungen harsch: lange Trockenperioden, grosse Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht, ein knappes Nahrungsangebot. Wer hier überleben will, braucht besondere Strategien. Für Erdmännchen, Raubtiere aus der Familie der Mangusten, die sich von Insekten, aber auch von Skorpionen, kleinen Vögeln und Eiern ernähren, ist der Überlebensdruck in einer solchen Umgebung gross. Nahrung ist selten und es lauern viele Fressfeinde – Raubvögel, Schakale, Wildkatzen oder Schlangen. Unter die-

sen Bedingungen genügend Futter für sich und seinen Nachwuchs zu jagen, ohne dabei selber gefressen zu werden, ist für ein einzelnes Tier kaum möglich, erklärt die Verhaltensbiologin Marta Manser, die in der Kalahari seit vielen Jahren das Leben der Erdmännchen untersucht.

Erdmännchen leben in Gruppen von bis zu fünfzig Tieren. Aber nur ein Paar in der Gruppe, das dominante Paar, pflanzt sich fort. Alle anderen Mitglieder der Gruppe unterstützen dieses Paar bei der Aufzucht des Nachwuchses. Die Aufgaben, Kinder zu hüten, Nahrung zu beschaffen

Affen und Menschen

Das prosoziale, kooperative Verhalten macht nicht nur die Krallenaffen, sondern auch die Menschen erfolgreich. Es ist die Basis für unsere hochentwickelte Kultur und Technologie.

und Ausschau nach Feinden zu halten, können so auf mehrere Tiere verteilt werden. Wer dabei welche Rolle übernimmt, ist nicht fix festgelegt: «Es kommt vor allem darauf an, wie der eigene Nahrungserfolg war», erklärt Manser. Wer am Vortag viel Nahrung gefunden hat und in entsprechend guter Verfassung ist, wird eher zurückbleiben und die Jungen im Bau betreuen. Ebenso sind diese Tiere eher bereit, Wächteraufgaben zu übernehmen und selber auf die Nahrungssuche zu verzichten.

Umsorgter Affennachwuchs

Die Sorge um den Nachwuchs in der Gruppe ist auch bei den Krallenaffen stark ausgeprägt. Krallenaffen leben in den Wipfeln des südamerikani-

schen Urwaldes und sind eine der wenigen Primatenarten, die ihre Jungen gemeinsam aufziehen. Ähnlich wie bei den Erdmännchen unterstützen alle Gruppenmitglieder ein dominantes Paar bei der Aufzucht der Jungen. Eine wichtige Aufgabe dabei ist beispielsweise, den Nachwuchs in den ersten Lebenswochen herumzutragen. Diese Tätigkeit erfordert neben der Bereitschaft, körperliche Arbeit zu leisten, eine grosse Koordination unter den beteiligten Krallenaffen. Denn es muss dafür gesorgt werden, dass stets genügend potenzielle Träger da sind, damit die Jungtiere immer betreut sind.

Tierisches Helfersyndrom

Dies ist jedoch kein Problem – im Gegenteil: Krallenaffen scheinen eher von einer Art Helfersyndrom geprägt. «Manchmal gibt es mehr Tiere, die die Jungen tragen wollen, als nötig», erzählt die Anthropologin Judith Burkart. «Es kann deswegen sogar zum Streit kommen.» Eine ausgeprägte Bereitschaft der Krallenaffen, sich prosozial, also zu Gunsten der Gemeinschaft zu verhalten, zeigt sich auch beim Teilen von Futter: Krallenaffen bieten das Futter von sich aus Jungtieren an. Finden sie Nahrung und es sind keine Jungen in der Nähe, dann rufen sie sie herbei, um mit ihnen das Futter zu teilen. Erdmännchen füttern die

Jungen auch. Allerdings reagieren sie vorwiegend auf die Bettelrufe. Sie geben die Nahrung den Tieren, die am lautesten danach schreien. Fütterungen an nicht bettelnde Jungtiere sind die Ausnahme.

Was ist die Motivation für diese grosse Hilfsbereitschaft? Ist es die Sorge um das Gemeinwohl, das die Tiere antreibt, oder geht es ihnen bei der Kooperation vielleicht darum, die anderen Gruppenmitglieder zu beeindrucken und dadurch ihre soziale Stellung in der Gruppe zu stärken? Eine Art Altruismus aus egoistischen Motiven also? Burkart hat diese Hypothese kürzlich in Versuchen getestet und untersucht, ob sich Krallenaffen beim Helfen anders verhalten, wenn andere Gruppenmitglieder zugegen sind. Ihre

erstaunliche Erkenntnis: Die Bereitschaft zu helfen – konkret Futter mit Jungtieren zu teilen –, war grösser, wenn ein Krallenneffe mit den Jungen allein war. «Waren sie allein, spürten sie offenbar eine grössere Verantwortung für den Nachwuchs», erklärt sich Burkart dieses Verhalten, «die strategische Motivation, zu helfen, um sich bei den anderen einzuschmeicheln, scheint dagegen nicht so wichtig zu sein.»

Was die Erdmännchen betrifft, so ist Marta Manser zurückhaltend mit Aussagen zum prosozialem Verhalten. Ob die Motivation dazu hauptsächlich von der gemeinsamen Jungenaufzucht herrührt oder ob vergleichbare Kooperationen auch bei anderen Arten zu finden sind, dazu gebe es – ausser bei den Primaten – noch wenig Forschung, so Manser: «Wir müssten andere Arten untersuchen, die auch in Gruppen leben, aber nicht unbedingt gemeinsame Jungenaufzucht betreiben, etwa Nasenbären, Löwen oder Zebromangusten.»

Die Erdmännchen zeigen – etwa wenn die Jungen neu geboren sind – eine grosse Motivation, sich um sie zu kümmern. «Es ist fast wie bei den Menschen, alle sind aufgeregt und wollen babysitten, manchmal sogar schon Futter bringen», so Manser. Das Engagement flacht aber mit der Zeit wieder ab und die eigene körperliche Verfassung regelt die Bereitschaft, gemeinsame Aufgaben zu übernehmen. Das heisst, wer Hunger hat, wird sich eher auf Futtersuche davonmachen, um nicht zu Hause bei den Kleinen bleiben zu müssen. Würden Erdmännchen einander auch in anderen Situationen als der Nachwuchsbetreuung helfen? «Wir haben bisher noch keine Aufgaben für Erdmännchen gefunden, mit denen wir diese Frage untersuchen können», sagt Manser.

Rasch wechselnde Loyalitäten

Die Kooperation der Erdmännchen ist eingebettet in ganz klare Hierarchiestrukturen innerhalb der Gruppe. Diese werden vom dominanten Weibchen mit aller Macht durchgesetzt. Konkurrentinnen, also untergeordnete Weibchen, die trächtig sind, werden ohne Wenn und Aber aus der Gruppe gejagt, auch wenn es sich dabei oft um die eigenen Töchter des dominanten Weibchens handelt. Das oberste Ziel des Weibchens und der Gruppe ist, den eigenen Nachwuchs durchzubringen. Junge von anderen Weibchen sind daher

unerwünschte Konkurrenz. Sie werden, wenn es darauf ankommt, auch rücksichtslos getötet.

Zeigt das dominante Weibchen Schwäche oder wird es getötet, entspinnt sich unter den untergeordneten Weibchen sofort ein heftiger Konkurrenzkampf um die Führungsposition. «Dies kann sehr schnell gehen», weiss Manser. So kam es vor, dass dominante Weibchen, die die Forscherin für kurze Zeit aus der Gruppe nahm, um sie mit einem Sender zu versehen, nicht wieder von der Gruppe aufgenommen wurden, weil sich bereits ein anderes Weibchen dessen Position geschnappt hatte. Die Loyalität der Tiere hatte innerhalb einer Stunde zum neuen dominanten Weibchen gewechselt. «Wenn klar ist, wer das dominante Weibchen ist, stellt sich die ganze Gruppe vorbehaltlos dahinter.» Die Kooperation der Erdmännchen scheint also hauptsächlich eine Zweckgemeinschaft mit dem Ziel, den Nachwuchs des dominanten Paares durchzubringen.

Mehr Futter für alle

Positionskämpfe sind auch bei den Krallenaffen zu beobachten. Diese streiten sich auch um gute Futterstücke. Geht es jedoch darum, zusammenzuarbeiten, um beispielsweise an Futter zu kom-

*Bei Krallenaffen und Erdmännchen
unterstützt jeweils die ganze
Gruppe das dominante Paar bei
der Aufzucht der Jungen.*

men, das schwer erreichbar ist, zeigen die Krallenaffen ein Verhalten, das bei anderen Primaten nicht zu beobachten ist. Dies zeigen Experimente, die Judith Burkart mit verschiedenen Primatenarten durchgeführt hat. Die Anthropologin wollte herausfinden, wie stark Primaten bereit sind, zusammenzuarbeiten und miteinander zu teilen. Bei den Versuchen mussten die Tiere gemeinsam eine Apparatur bedienen, um an das begehrte Futter zu gelangen. Ein Individuum musste dabei mit einem Griff die Nahrung so heranziehen, dass ein anderes Individuum diese fassen konnte. Ein einzelnes Tier war nicht in der Lage, das Futter gleichzeitig heranzuziehen und zu ergreifen.

Die Krallenaffen lösten die Aufgabe von allen untersuchten Primaten am besten. Durch Team-

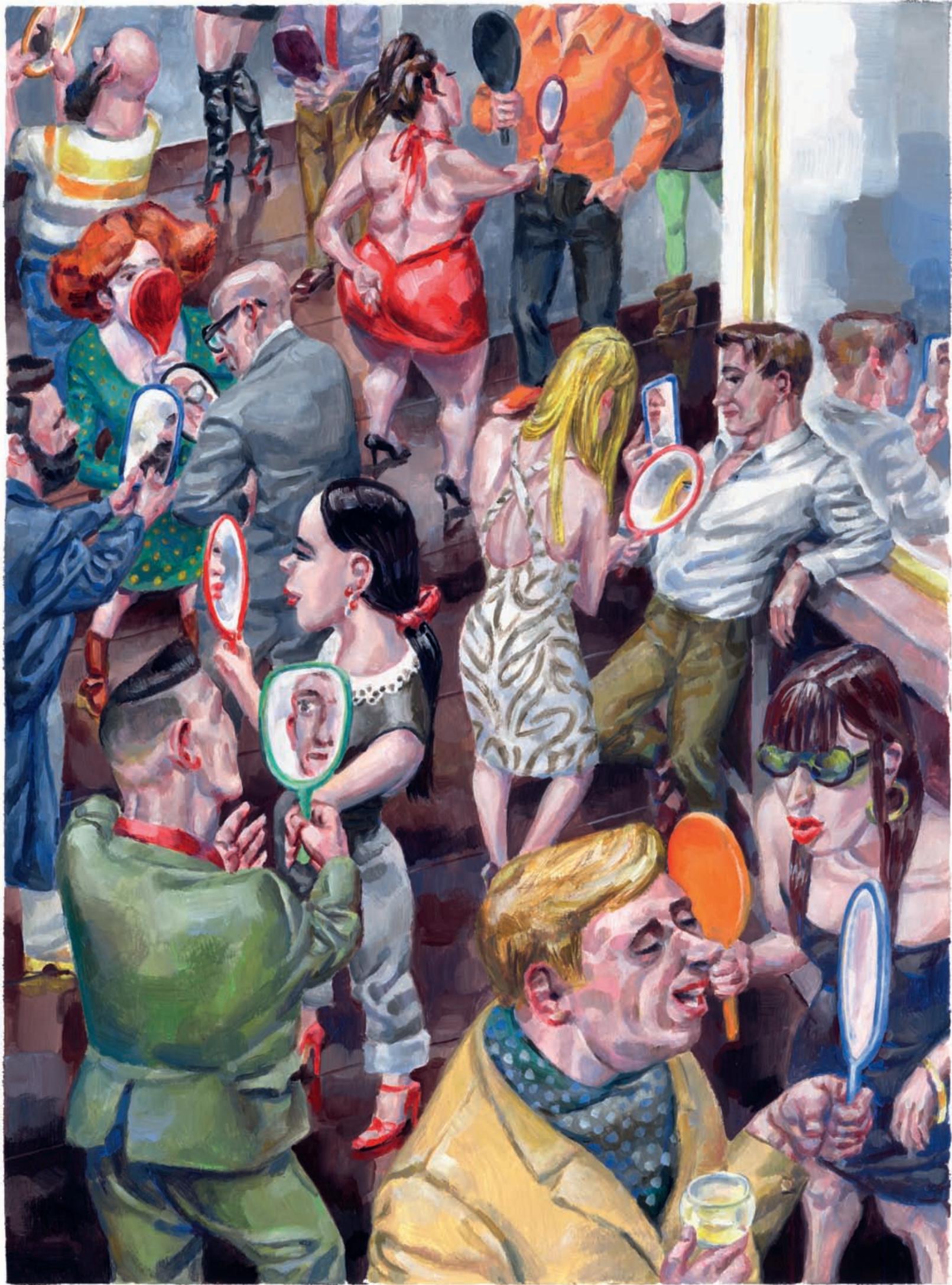
work konnten sie am meisten Futter für die Gruppe sammeln. Die Bereitschaft, zusammenzuarbeiten und zu teilen, sich prosozial zu verhalten, korreliert dabei mit der Höhe des Engagements bei der Aufzucht der Jungen. Durch das gemeinsame Kümmern um den Nachwuchs ergibt sich eine soziale Toleranz, die die Kooperation und das gemeinsame Lösen von Aufgaben befördert, so Burkart. Schimpansen beispielsweise, die intelligenter sind als Krallenaffen, schneiden bei solchen Tests schlechter ab, weil sie es nicht gewohnt sind, Probleme gemeinsam zu lösen.

Krallenaffen und Kindergärtler

Und wie sieht dies bei den Menschen aus? Burkart führte Tests zur Kooperation und zum Teilen nicht nur mit Primaten, sondern auch mit Kindern im Kindergartenalter durch. «Die Kindergärtler verhielten sich ähnlich wie die Krallenaffen, nicht aber wie ihre eigentlich näheren Verwandten, die Schimpansen», erklärt Burkart. Das heisst, nicht die kognitiven Fähigkeiten und das grosse Hirn sind der entscheidende Faktor, dass sich Menschen prosozial oder altruistisch verhalten. Von Bedeutung ist vielmehr die prosoziale Prägung, wie sie eben auch die Krallenaffen durch die gemeinsame Aufzucht des Nachwuchses kennen. Trifft diese auf ein Hirn mit grossen kognitiven Fähigkeiten wie dasjenige des Menschen, dann sind weitere Entwicklungen möglich.

«Wegen der prosozialen Prägung konnten die Menschen ihre kognitiven Fähigkeiten, die Menschenaffen normalerweise nur sehr individualistisch einsetzen, plötzlich auch in kooperativen Zusammenhängen anwenden», so Burkart. Für sie erklärt dieses Zusammentreffen, weshalb der Mensch eine im Vergleich zu anderen Arten unerreichte Kultur der Kooperation erreichen konnte. Was letztlich, so meinen immer mehr Anthropologen, die Grundlage war, auf der sich Intelligenz, Technologie und Kultur der Menschen entwickeln konnten.

Kontakt: Dr. Judith Burkart, judith.burkart@aim.uzh.ch, Prof. Marta Manser, marta.manser@ieu.uzh.ch



Chinesen ticken anders als Schweizer

Verhaltensökonom Björn Bartling glaubt nicht an einen neuen Egoismus. Seine Laborexperimente zeigen vielmehr, dass nicht unser Eigennutz, sondern soziale Normen unser Verhalten steuern. Interview Michael T. Ganz

Herr Bartling, der «Homo oeconomicus», in der Literatur auch «Nutzenmaximierer» genannt, bildete die Grundlage für wirtschaftswissenschaftliche Modelle. Wie ist es heute um ihn bestellt?

Björn Bartling: Der Homo oeconomicus war für Ökonomen stets nur eine Arbeitshypothese. Ihm liegt die Annahme zugrunde, dass Menschen im Markt erstens vollständig rational und zweitens rein eigennützig handeln. Die experimentelle Forschung der letzten 25 Jahre hat jedoch klar gezeigt, dass sich nicht jeder Mensch rein eigennützig verhält. Das überrascht auch nicht wirklich. Die Frage ist eher, unter welchen Bedingungen Menschen mehr oder weniger eigennützig handeln. Wie beeinflusst ein institutioneller Kontext menschliches Verhalten? Der für uns Ökonomen bedeutsamste Kontext ist die Marktsituation. Für uns lautet die Frage also: Verhalten sich Menschen anders, wenn sie in einem Markt agieren? Kommen im Markt andere soziale Normen zur Anwendung als im Alltag?

Das klingt abstrakt. Wie lässt sich so etwas konkret erforschen?

Bartling: Wir führen Experimente durch. Wir laden Studierende in unser Labor ein und versetzen sie in bestimmte Situationen. Wir simulieren etwa eine Marktsituation, indem wir den Probanden Rollen zuweisen, den einen die des Verkäufers, den anderen die des Käufers. Sie handeln mit fiktiven Gütern, und ihr Verdienst hängt davon ab, welche und wie viel Ware zu welchem Preis die Seite wechselt. Wir können die Probanden auch Güter handeln lassen, die zwar preisgünstig sind, aber einen negativen externen Effekt haben. Werden solche Güter gehandelt, erleiden Dritte einen Schaden. Das sind etwa Güter, die unter schlechten Arbeitsbedingungen in Entwicklungsländern hergestellt werden oder beim Herstellungsprozess die Umwelt schädigen. Im Experi-

ment entscheiden die Probanden, ob sie solche Güter günstig kaufen oder freiwillig mehr dafür bezahlen wollen, um den negativen externen Effekt auszugleichen.

Ob sie also das, was man bei realen nicht-fairen Produkten «Marktfehler» nennt, korrigieren wollen oder nicht?

Bartling: Genau. Im Produktpreis sind oft nicht alle Kosten enthalten, die einer Gesellschaft durch das Produkt entstehen. Jene Kosten, die der Konsument nicht übernimmt, tragen dann andere Menschen – oder die Natur. Im Experiment ergibt sich also ein Zielkonflikt: Bin ich bereit, mehr Geld auszugeben, um Schäden für Dritte zu vermeiden? Denselben Zielkonflikt können wir zum Vergleich auch in einer experimentellen Nicht-Marktsituation erzeugen: Wir weisen den Probanden keine Rollen zu und lassen sie neutral entscheiden, wer wie viel Geld erhalten soll. Die Auswertung beider Experimente zeigt, dass sich Menschen in der Marktsituation eigennütziger verhalten als in der Nicht-Marktsituation.

Das würde ja wiederum die Theorie des Homo oeconomicus bestätigen.

Bartling: Nicht unbedingt. Denn eine mögliche Erklärung für dieses Verhalten ist, dass in Marktsituationen andere soziale Normen gelten als in Nicht-Marktsituationen, dass es also in einer Marktsituation akzeptabel ist, sich eigennützig zu verhalten. Das Marktverhalten wäre demnach nicht nur von individuellen Präferenzen bestimmt, wie es die Theorie des Homo oeconomicus postuliert, sondern vielmehr auch von Normen.

Doch sind diese Normen offenbar nicht überall gleich. Sie haben Ihre Experimente sowohl in der Schweiz als auch in China gemacht und dabei Unterschiede festgestellt.

Bartling: Ja, die chinesischen Probanden verhielten sich deutlich eigennütziger als ihre Schweizer Kollegen, jedenfalls in der simulierten Marktsituation. In der Nicht-Marktsituation war das Verhalten beider Gruppen faktisch gleich. Wir haben die Normen dann gemessen, die Probanden also gefragt, wie moralisch akzeptabel es für sie sei, in einer Marktsituation Produkte zu handeln, die Dritten einen Schaden zufügen. In China fanden wir eine weit höhere Zustimmung als in der Schweiz. Die Normen unterscheiden sich also klar. Was wiederum beweist, dass Marktverhalten stark durch soziale Normen angetrieben wird und nicht nur durch individuellen Eigennutz.

Im Marktverhalten gibt es das berühmte Credo «Wenn ich's nicht tue, tut's ein anderer».

Das klingt ausgesprochen eigennützig. Sie haben es untersucht. Ist es so?

Bartling: Bei diesem Credo spielt das Element des Wettbewerbs hinein. Muss ich entscheiden, ob ich eine profitable, aber moralisch zweifelhafte Transaktion durchführen soll oder nicht, kann ich das Credo gut als Ausrede brauchen. Ich kann ja davon ausgehen, dass ein Konkurrent an meine Stelle tritt, wenn ich mich zurückziehe. Die Transaktion geschieht also ohnehin. Und warum soll ich meinen Konkurrenten davon profitieren lassen und nicht mich?

Der englische Ex-Premier Tony Blair rechtfertigte auf diese Weise einst umstrittene Waffenlieferungen an autoritäre Staaten ...

Bartling: ... und Schweizer Banken argumentierten in der Vergangenheit vielleicht auch so. Wenn sie das Geld potenzieller Steuerhinterzieher nicht bei sich versteckten, würden es eben Finanzinstitute in Singapur oder in irgendeiner Steueroase tun. Eine moralische Ausrede, die man in der Tat anwenden kann. Utilitaristisch-ethisch gedacht wird die eigene Handlung das Ergebnis ja nicht beeinflussen, ist also nicht unmoralisch. Der autoritäre Staat erhält seine Waffen ohnehin, wenn nicht mit Blairs Segen vom Vereinigten Königreich, dann von einem anderen Land. Deontolo-

gisch-ethisch gedacht ist das Verhalten moralisch jedoch nicht richtig, weil die Handlung an sich moralisch nicht akzeptabel ist. Zwei Betrachtungsweisen also. Mich als Ökonomen interessiert nun, welcher Ethik Menschen im Markt tatsächlich folgen.

Auch dazu haben Sie zwei Experimente gemacht. Wie funktionierten die?

Bartling: Im ersten Experiment boten wir den Probanden im Labor 20 Franken an. Sie hatten die Wahl, das Geld einzustecken oder damit eine Lepra-Operation in Indien zu finanzieren. Im zweiten Experiment gab es zwei weitere Probanden, die ihrerseits entscheiden konnten, ob sie die 20 Franken einstecken oder die Lepra-Operation finanzieren wollten. Nahm der erste Proband das Geld nicht, konnte der zweite dies tun, und wenn nicht der zweite, dann der dritte. Der erste Proband hatte also die berühmte Ausrede zur Verfügung: Wenn ich die 20 Franken nicht einstecke, dann tut's einer meiner Mitprobanden. Dann gehe ich leer aus, und die Operation kommt trotzdem nicht zustande. Resultat beider Versuchsanlagen: Die Konkurrenzsituation im zweiten Experiment hatte keinerlei Auswirkung. Der Anteil jener Probanden, welche die 20 Franken einsteckten, war in beiden Experimenten gleich hoch und lag bei rund 25 Prozent. Das hat uns sehr erstaunt.

Weshalb?

Bartling: Weil beim zweiten Experiment die Wahrscheinlichkeit, dass einer der beiden zusätzlichen Probanden das Geld nehmen würde, recht hoch war, sich das Verhalten des ersten Probanden aber dennoch nicht geändert hat. Das hat uns dermassen erstaunt, dass wir beide Experimente wiederholten, diesmal auf einer Online-Plattform, wo sich Probanden gegenseitig kleine Geldbeträge wegnehmen konnten oder eben nicht. Das Resultat war dasselbe wie bei den 20-Franken-Experimenten. Es gibt also moralische Normen, die stärker sind als das berühmte Credo «Wenn ich's nicht tue, tut's ein anderer». Das heisst, dass Markt und Wettbewerb nicht zwingend schlecht sind in dem Sinne, dass sie moralisches Verhalten verdrängen.

Unfares Marktverhalten ist aber immer noch Realität. Wäre es möglich,

Normen dahingehend zu verändern, dass Märkte fairer werden?

Bartling: Auch dazu haben wir Laborexperimente gemacht. Bevor sie in unserem virtuellen Markt aktiv wurden, liessen wir Probanden über sozial akzeptable Verhaltensweisen diskutieren. Die Probanden sassen also erst mal an ihren Computern und unterhielten sich im Chat darüber, ob es akzeptabel ist, ein Gut zu handeln, das Dritten Schaden zufügt. Es zeigte sich, dass dieser Diskurs das spätere Verhalten im Markt stark beeinflusste – sowohl in der Schweiz als auch in China. Im Schweizer Experiment verschwand

Markt und Moral

Der Markt macht die Menschen eigennütziger. Doch das muss nicht sein: Wir können uns gemeinsam auf faire Regeln einigen, an die sich dann die meisten auch halten.

das unfaire Produkt danach fast gänzlich vom Markt. Das Ganze funktioniert umso besser, wenn die Probanden bei der Diskussion noch nicht wissen, welche Rollen sie im Experiment danach spielen werden, also nicht wissen, ob sie später nicht vielleicht selbst in eine Situation geraten, in der sie durch das Marktgeschehen geschädigt werden könnten. Sie halten an ihrer Überzeugung selbst dann noch fest, wenn sie später als Käufer oder Verkäufer agieren.

Liesse sich diese Erkenntnis allenfalls im realen Markt umsetzen?

Bartling: Ja. Man kann zum Beispiel darüber diskutieren, wie wünschenswert Fairtrade-Produkte sind. Das wird in den Medien ja schon gemacht. Auf diese Weise werden Konsumenten dazu angeregt, über die Konsequenzen ihrer Kaufentscheidungen nachzudenken und sich nicht nur am Preis zu orientieren, sondern auch an der Herkunft des Produkts und an dessen Herstellungsbedingungen. Langfristig kann sich daraus ein gesellschaftlicher Konsens, eine soziale Norm ergeben, die das Marktgeschehen mitbestimmt.

Sie wollen auf diesem Gebiet weiterforschen. In welche Richtung soll die Forschung noch gehen?

Bartling: Wir möchten vor allem verstehen, was Menschen als «fair» betrachten. Wann ist ein Marktergebnis fair, wann nicht? Muss man an den Marktmechanismen etwas ändern, damit mehr Menschen sie als fair empfinden und mit den Ergebnissen zufriedener sind? Vielleicht funktionieren Gesellschaften besser, wenn die Art und Weise des Wirtschaftens als fair wahrgenommen wird – selbst wenn uns dies materiell etwas kostet.

Man hört zurzeit viel von Antiglobalisierungs- und Renationalisierungstendenzen, von einem neuen Egoismus, der sich breitmacht. Sehen Sie das auch so?

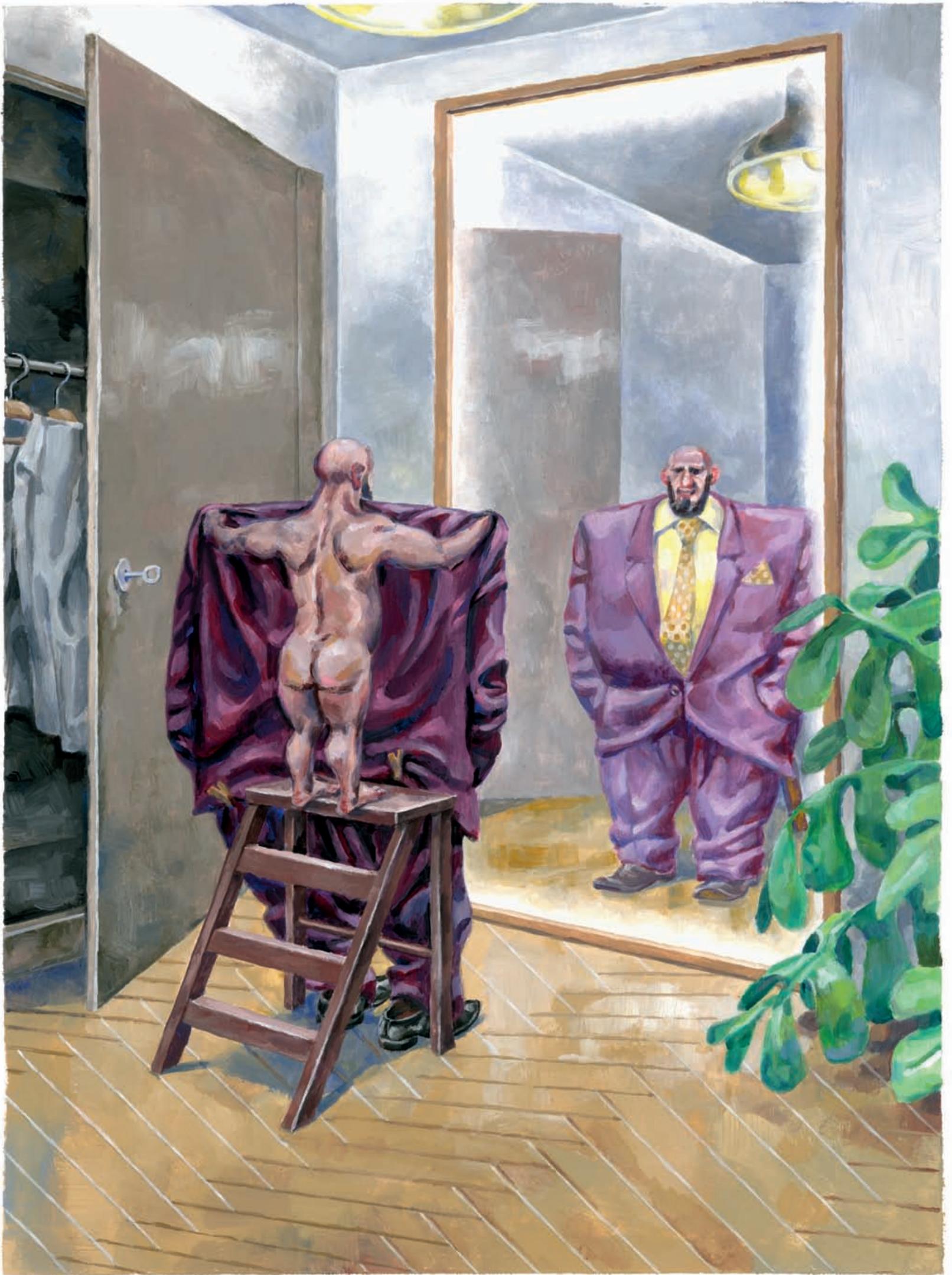
Bartling: Ich sehe keine Evidenz dafür, dass es einen neuen Egoismus gibt, der Antiglobalisierungstendenzen erklären könnte. Die Länder haben ihre Märkte ja auch nicht geöffnet, um der Welt Gutes zu tun, sondern um Geld zu verdienen. Wenn es nun vielleicht einen Rückzug gibt, lässt sich dieser also kaum mit abnehmendem Altruismus und zunehmendem Egoismus begründen. Ich kenne jedenfalls keine Studien, die zeigen, dass die Menschen heute eigennütziger werden.



Björn Bartling

Der Wirtschaftsprofessor untersucht mit experimentellen Methoden die Auswirkungen uneigennütziger Motivationen auf Entscheidungsprozesse im Markt. Ihn interessiert, ob Märkte unmoralisches Verhalten und Ungerechtigkeit fördern oder ob soziale Normen und Präferenzen das Marktverhalten positiv beeinflussen.

Kontakt: bjoern.bartling@econ.uzh.ch



Die Moral im Migrossack

Schweizer Konsumenten sind altruistischer als deutsche, wie eine Studie von Jörg Rössel und Patrick Schenk zeigt. Sie haben das Kaufverhalten bei Fairtrade-Produkten in Köln und Zürich untersucht. Von Michael T. Ganz

Als Jörg Rössel vor neun Jahren von Köln nach Zürich zog, staunte er über das reiche Angebot an Fairtrade-Produkten in den hiesigen Lebensmittelgeschäften. Nicht nur alternative Drittwelt-Lädchen boten die teuren, unter ethisch, mitunter auch ökologisch korrekten Bedingungen produzierten Lebensmittel an, sie standen auch in den Regalen von Grossverteilern wie Coop und Migros. So was kannte Rössel aus seiner deutschen Heimat nicht.

Dass ihm dies sogleich ins Auge stach, war kein Zufall. Während seiner Zeit in Köln hatte der Soziologe eine Studie zum Konsum fair gehandelter Produkte gemacht. Ihn interessierte, was es mit der «Moralisierung der Märkte» auf sich hat, wie sie etwa der deutsche Kulturwissenschaftler Nico Stehr postuliert. In der Tat hat sich das Marktverhalten in den vergangenen Jahrzehnten gewandelt: Kaufentscheide erfolgen nicht mehr nur aufgrund tiefstmöglicher Preise und grösstmöglichem Nutzen. Konsumentinnen und Konsumenten beachten neu auch moralische Kriterien.

Boycott!

Eine App hat dem Trend mittlerweile einen Namen gegeben: Buycott. Mit ihrer Hilfe lässt sich der Barcode von Produkten scannen und deren Herkunft bestimmen. Kunden nutzen die App, um Lebensmittel von Grosskonzernen mit unethischer Geschäftspolitik zu boykottieren. Der Boykott als wirksame Waffe der Käuferschaft hat bereits Tradition. Das Mineralölunternehmen Shell bekam dies zu spüren, nachdem es seine Förderplattform Brent Spar stillschweigend auf dem Grund der Nordsee entsorgen wollte und die Sache aufflog. Auch Hühnerfleisch aus Polen fand weniger Absatz, als bekannt wurde, dass man die Vögel dort mit Antibiotika vollpumpt und nicht tiergerecht hält.

Jörg Rössel sieht drei Gründe für den Fairtrade-Trend. Erstens schreibt er ihn einem Wohlstandsschub zu, der mehr Entscheidungsfreiheit ermöglicht. Zweitens glaubt der Soziologe, einen Wertewandel zu erkennen, wonach moralische Massstäbe und individuelle Mitbestimmung an Wert gewinnen. «Und drittens», sagt Rössel, «gibt es

Fair einkaufen

Schweizer Konsumenten sind eher bereit, für fair produzierte Produkte mehr zu bezahlen, als deutsche. Das hat mit unterschiedlichen moralischen Normen zu tun und der besseren Verfügbarkeit fairer Produkte.

mittlerweile Organisationen wie Greenpeace oder Max Havelaar, die diesen Bereich aktiv thematisieren und mitgestalten.»

Kaum in Zürich, kam Rössel die Idee, an seine Kölner Studie anzuknüpfen und sie im Sinne eines Ländervergleichs durch eine Zürcher Studie zu ergänzen. Warum kaufen Schweizer und Schweizerinnen mehr Fairtrade-Produkte als Deutsche? Sind sie altruistischer als ihre nördlichen Nachbarn? Was sind ganz generell die Gründe dafür, dass Menschen Produkte wählen, die sie auch günstiger bekommen könnten?

Die Schweiz und Deutschland weisen in sozio-ökonomischer Hinsicht kaum grosse Unterschiede auf. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der beiden Länder ist vergleichbar hoch, ihre Marktentwicklung ähnlich. Umso mehr erstaunt, dass Schweizerinnen und Schweizer – so besagt die Statistik – im Jahr 2011 siebenmal mehr Geld für zertifizierte Fairhandelsprodukte ausgaben als Deutsche. Allein mit volkswirtschaftlichen Ab-

weichungen zwischen den beiden Ländern lässt sich das Phänomen nicht erklären.

Die Zürcher Soziologen taten nun das, was Rössel schon in Köln getan hatte. Sie schwärmten aus in ausgewählte Zürcher Quartiere, suchten dort nach allen Geschäften, die Fairtrade-Produkte führten, und hielten das Angebot geografisch und numerisch fest. Dann befragten sie gezielt Konsumentinnen und Konsumenten in den betreffenden Quartieren, wie oft und in welchen Mengen sie Fairtrade-Produkte kauften. Auf den Fragebogen fanden sich auch Fragen zu Alter, Geschlecht, Bildung, Einkommen und politisch-ethischer Einstellung. Mit rund 2400 Antworten war der Rücklauf in Zürich ähnlich hoch wie zuvor bei der deutschen Studie.

Die Auswertung zeigte: Genau wie schon in Köln spielten auch in Zürich die Faktoren Alter, Geschlecht, Bildung und Einkommen eine vernachlässigbare Rolle. «Die soziodemografischen Variablen sind für den Kaufentscheid pro oder kontra Fairtrade also nicht ausschlaggebend», sagt Jörg Rössel. Als bedeutsam erwiesen sich vielmehr zwei Kriterien. Zum einen war es die Einstellung der Konsumenten zur Drittweltproblematik, ihre Überzeugung, benachteiligten Produzenten im globalen Süden helfen zu müssen, «also eine normative moralische Verpflichtung im Sinne einer persönlichen Norm», wie Rössel es formuliert. Diese Norm schien in der Schweiz stärker ausgeprägt als in Deutschland.

Raus aus der Weltladen-Nische

Zum anderen war es die Verfügbarkeit der Produkte. «Soziale Bewegungen im Konsumbereich haben in der Schweiz mehr Tradition und durchdringen den Markt hier schon länger als in Deutschland», meint dazu Rössel. In seiner Heimat versteckten sich faire Produkte noch weitgehend in der Nische sogenannter Weltläden; eine spürbare Öffnung gebe es erst seit rund einem Jahrzehnt.

Laut Rössel sind die beiden Kriterien eng miteinander verknüpft. Einerseits hat das Mass der

Marktdurchdringung direkte Auswirkungen auf die persönliche Norm, die den Kaufentscheid steuert. Ein Umschwenken auf Fairtrade-Produkte funktioniert andererseits nur bei jenen Menschen, die bereits entsprechende Wertvorstellungen haben. Diese liegen oft brach und werden wiederum erst durch das entsprechende Angebot im Regal aktiviert.

Frauenfelder Bananenfrauen

Wertvorstellungen, Marktdurchdringung und Verfügbarkeit – all dies sei in der Schweiz seit jeher stärker ausgeprägt als in Deutschland, bilanziert Rössel. Als Beispiel nennt er die «Frauenfelder Bananenfrauen». Mitte der 1970er-Jahre sensibilisierte eine Konsumentinnengruppe um die Ostschweizer Pfarrfrau Ursula Brunner die Öffentlichkeit für die Problematik des Welthan-

«Fair einkaufen ist ähnlich wie spenden. Man bezahlt freiwillig mehr zugunsten anderer.» Jörg Rössel

dels. Warum ist eine Banane billiger als ein Apfel? So fragten die Frauen rhetorisch und verkauften die exotischen Früchte mit einem Mehrpreis zugunsten der ausgebeuteten Bananenbauern in Nicaragua. Später boten sie gar dem weltgrössten Bananenhändler die Stirn und importierten als Alternative zu den billigen «Chiquitas» ihrerseits ethisch korrekt produzierte «Nicas». Die Frauenfelder Bananenfrauen gelten heute als Wegbereiterinnen des fairen Handels in der Schweiz.

Fazit also von Rössels Studie: Deutsche kaufen seltener fair gehandelte Lebensmittel als Schweizer; dasselbe gilt – so zeigte die Auswertung der Zusatzfragen – auch für Deutsche, die erst seit fünf oder weniger Jahren in der Schweiz leben. Zurückzuführen ist das Phänomen auf die unterschiedliche Kenntnis des fairen Welthandels, auf unterschiedliche moralische Prinzipien beim Produkterwerb und auf die unterschiedliche Verfügbarkeit solcher Produkte. Rössel nennt es die ökonomische Opportunitätsstruktur.

Mit ihr allein lasse sich der Länderunterschied allerdings nicht vollumfänglich erklären, meint Rössel. Unter anderem könnten auch verschiedene Gerechtigkeitsvorstellungen eine Rolle spie-

len. Ist Deutschen der persönliche Vorteil wichtiger als Schweizern? Oder andersrum gefragt: Sind Schweizer altruistischer als Deutsche? «Ja», sagt Jörg Rössel, «nur geht es hier nicht um Charakter, sondern um reale Faktoren.» Im Zusammenhang mit dem Kaufverhalten sei der Begriff Altruismus objektivistisch und nicht psychologisch zu definieren. Der Kauf von Fairtrade-Produkten ist also in dem Sinne altruistisch, als wir dabei freiwillig Mehrkosten auf uns nehmen, um auf diese Weise Dritten zu helfen – und dies ohne entsprechende Gegenleistung.

Blut, Geld, Zeit spenden

Der Vergleich mit spenden liegt nahe. Auch mit diesem Thema hat sich Jörg Rössel wissenschaftlich befasst; eine Studie zum Spendeverhalten ist auf seiner To-do-Liste. Aus der Literatur lässt sich bereits erkennen, dass das Spendeverhalten weltweit ähnlichen Regeln gehorcht wie das Kaufverhalten bei Fairtrade-Produkten. So sind auch hier die persönliche oder gesellschaftliche Einstellung zum Helfen sowie die Verfügbarkeit entsprechender Ressourcen ausschlaggebend – Junge spenden Blut, Erwerbstätige Geld, Senioren Zeit. «Fair einkaufen ist ähnlich wie spenden», sagt denn auch Rössel. «Man bezahlt freiwillig zugunsten anderer.»

Für Jörg Rössel ist klar: Fairtrade hat Chancen. Seiner Meinung nach zeigt gerade das Beispiel Max Havelaar, dass man mit ethisch korrekt produzierten und somit teureren Produkten nicht «in einer politisierten Ecke» verharren muss, sich eine faire Marke vielmehr im Markt erfolgreich propagieren und etablieren lässt. Und dass die Konsumentinnen und Konsumenten angesichts eines entsprechenden Angebots durchaus bereit sind, altruistisch zu handeln; dass altruistisches Verhalten im Markt gewissermassen auch lernbar ist.

Dass ein neuer Egoismus diesen Altruismus nun verdrängen soll, wie dies viele Sozialprognostiker behaupten, glaubt Jörg Rössel nicht. Menschen, so Rössel, seien moralisch und kooperativ handelnde Lebewesen. Als Individuen könnten sie durchaus auch egoistisch sein. Aber aus soziologischer Sicht lasse sich gewiss nicht sagen, die Menschheit als Ganzes entwickle sich hin zu einem neuen Egoismus. «Dazu ist unsere Gesellschaft viel zu heterogen und facettenreich.»

Kontakt: Prof. Jörg Rössel, roessel@soziologie.uzh.ch



Universität
Zürich^{UZH}

talk im turm

auch als Video-Podcast
www.talkimturm.uzh.ch

Wir Egoisten

Ich und die anderen

America first! Neue nationale Egoisten in den USA und Europa gefährden Wirtschaft und Weltordnung, sagt Stefanie Walter. Die Politologin erforscht Finanzkrisen und Globalisierung. Der Soziologe Jörg Rössel untersucht, wie wir uns im Alltag verhalten. Ihn interessiert, weshalb wir Fairtrade-Produkte kaufen, obwohl wir damit freiwillig mehr bezahlen. Im Talk im Turm diskutieren Stefanie Walter und Jörg Rössel mit den Redaktoren des «UZH Magazin», Thomas Gull und Roger Nickl, über gesellschaftlichen und persönlichen Egoismus und Altruismus und ihre Folgen.

Es diskutieren:

Der Soziologe Jörg Rössel

und die

Politologin Stefanie Walter

Montag, 6. März 2017

18.15–19.30 Uhr

Restaurant uniTurm

Rämistrasse 71

8006 Zürich

Türöffnung um 17.45 Uhr

Anmeldung unter

www.talkimturm.uzh.ch

Eintritt frei · Anmeldung erforderlich

Platzzahl beschränkt



Ungeschminktes Kino

Der italienische Neorealismus gilt als bedeutendste und folgenreichste Erneuerungsbewegung seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Das Filmgenre wurde aus der Kriegsnot geboren und ist bis heute Modell eines realistischen Kinos geblieben. «Falls wir je daran gezweifelt haben, dass Filme die Welt verändern, auf das Leben einwirken und die Seele stärken können, dann sollte man den Neorealismus betrachten», sagte der amerikanische Regisseur Martin Scorsese einmal.

Das Credo des Neorealismus war, weder Propagandafilme für die Machthaber noch seichte Unterhaltungsfilme zu machen, die in den oberen Gesellschaftsschichten spielten und von der Misere ablenken sollten, sondern Filme, die auch in den unteren Gesellschaftsschichten situiert waren, Filme, die das Hier und Jetzt thematisierten und vor allem einen realistischen Zugang schufen.

Der Neorealismus verstand sich nicht als elitäres Kunstkino, sondern wollte die breite Masse der nach unverstellter Realität hungrigen Zuschauer ansprechen, was ihm in den ersten Jahren auch gelang, nicht nur im In-, sondern auch im Ausland. Vor allen in den USA, wo «Ladri di Biciclette» (Fahrraddiebe, 1948) von Vittorio de Sica mit dem Academy Award, dem Oscar für den besten ausländischen Spielfilm, ausgezeichnet wurde. Bis heute gehören Klassiker des Neorealismus zum festen Bestandteil des Fernsehens und der Reprisenkinos.

Emotionen ohne Sentimentalität

Neben «Roma, Città aperta» von Roberto Rossellini mit Anna Magnani gehören «Paisà» (1946) des gleichen Regisseurs sowie «Ossessione» (Besessenheit, bereits 1942 realisiert und danach verboten) und «La Terra trema» (Die Erde bebt) von Luchino Visconti, «Ladri di Biciclette» und «Umberto D.» (1951) beide von Vittorio de Sica zum Kanon der Filmgeschichte und zu den berühmtesten Werken des Neorealismus. Daneben ent-

stehen weit über fünfzig weitere Filme, die dem Neorealismus zugerechnet werden können. Diese Filme sind nicht abgehobenes, schwer verständliches Kunstkino, sie vermögen den Zu-



schauser zu packen und Emotionen auszulösen, ohne jedoch sentimental zu wirken.

So brennen sich etwa Szenen aus «Ladri di Biciclette» in das Gedächtnis ein, in denen ein arbeitsloser Mann dank seines aus der Pfandleihe ausgelösten Fahrrads endlich eine Stelle als Plakatkleber findet, dieses Velo ihm aber gestohlen wird und die erfolglose Suche fast die gesamte Filmhandlung ausmacht. Eindrücklich ist auch «Umberto D.» In diesem Film versucht ein Pensionär, der von seiner staatlichen Rente nicht leben

kann, sich umzubringen. Im letzten Moment wird er von seinem Hündchen davon abgehalten.

Die vielleicht dichteste emotionale Szene finden wir in «Paisà» von Roberto Rossellini, weil wir nur die Folgen von Grausamkeit und Barbarei sehen: Eine Gruppe von Partisanen und englischen und amerikanischen Soldaten wird von einer Fischerei in der Po-Ebene mit Nahrungsmitteln versorgt. In der Nacht hören die Partisanen Schüsse; als sie am nächsten Morgen in die Fischerei zurückkehren, finden sie alle tot – mit Ausnahme eines kleinen Kindes, das unaufhörlich schreit und uns Zuschauern fast das Herz zerreisst.

Eskapistisches Hollywood-Kino

Wie lässt sich nun der Neorealismus charakterisieren? In den Beispielen wurden bereits einige Merkmale angetönt: realistisch, ungeschminkt, im Hier und Jetzt und in den unteren Gesellschaftsschichten angesiedelt. Der Begriff besteht aus zwei Komponenten: «neu» bedeutet, dass sich der Neorealismus scharf vom bisherigen italienischen Kino abgrenzen will. Die zweite Komponente des Begriffs beschreibt die Methode: Realismus. Das ist, wie später sichtbar wird, nicht nur eine Abgrenzung gegenüber dem Kino unter dem Faschismus, sondern auch gegenüber dem als eskapistisch verstandenen Hollywood-Kino.

Cesare Zavattini, Drehbuchautor vieler neorealistischer Filme, der sich auch theoretisch mit dem Filmschaffen beschäftigte, beschrieb das Neue am Neorealismus folgendermassen: ehrliches Interesse an der Wirklichkeit (Hollywood begnügt sich mit einer verwässerten, geschönten Version), das Zufällige spielt eine grosse Rolle (während Hollywood nach dem Kausalprinzip arbeitet), offenes Ende, Alltägliches, keine Helden, keine Stars, nichtprofessionelle Darsteller (Hollywood dagegen bevorzugt geschlossene Geschichten, Aussergewöhnliches, Helden und Stars). Auch wenn Zavattinis Charakterisierung kaum auf alle neorealistischen Filme zutrifft, so bezeichnet sie doch eine starke Tendenz und Methode eines anderen Kinos, das später teils in angepasster Form Modell für viele Erneuerungsbewegungen wird.

Der bedeutende Filmkritiker und Gründer der legendären «Cahiers du Cinéma» André Bazin setzte sich bereits 1948 mit dem Neorealismus auseinander. Er fand zum Teil ähnliche Merkmale wie Zavattini. Bazin nennt als zentrales Thema «Widerstand und Befreiung». Dieses trifft aber nur auf wenige frühe Filme zu. Die weiteren Kernthemen Bazins sind relevanter: tiefer Humanismus (im Zentrum der Filme stehen Individuen und nicht Massen), Reportagestil, was bedeutet, dass sich die Filme am Journalismus und an Kurzgeschichten orientieren. Bazin erwähnt ebenfalls die wichtige Rolle von Laiendarstellern, betont aber, dass auch professionelle Schauspieler mitwirken, und findet für diese Besonderheit den schönen Begriff «Amalgam». Ebenso wie Zavattini nennt Bazin das Zufällige und die Offenheit der Filme als Merkmale, er betont aber auch das Fragmentarische des Erzählstils und die Auslassungen, die der Zuschauer selbst auffüllen müsse und deshalb wesentlich aktiver sei als bei einem konventionellen Film.

Existenzielle Leere

Das Ende des Neorealismus wird allgemein mit «Umberto D.» von Vittorio de Sica gesetzt. Dafür gibt es verschiedene Gründe: das nachlassende Publikumsinteresse, das eher wieder auf Konsumgüter des beginnenden Wirtschaftswunders ausgerichtet war, aber auch die Wiedereinsetzung der Zensur, mit der die Regierung den Neorealisten das Leben schwer machte. Die Filme wurden quasi als Nestbeschmutzung angesehen, die Ausfuhr ins Ausland, wo das Interesse für die neuen, sozialkritischen Filme aus Italien durchaus vorhanden war, wurde mit hohen Zöllen erschwert. Allerdings war mit dem Neorealismus ein Keim gelegt, der sich nicht ausrotten liess. Zunächst wandten sich die italienischen Regisseure Problemen der wirtschaftlich wieder prosperierenden Gesellschaft zu und entdeckten eine existenzielle Leere, eine Sinnkrise nach der Barbarei des Krieges.

Zu den bekannten Regisseuren gesellten sich vor allem Federico Fellini («La Notte di Cabiria», «La Dolce Vita» und «Otto e mezzo») und Michelangelo Antonioni, dessen Werke wie «L'Avventura», «La Notte» und «L'Eclisse» oder «Il Deserto rosso» zu den Meisterwerken dieses «inneren Neorealismus» und des sogenannten «Art Cine-

ma» wurden. Kurze Zeit später folgte eine neue Generation, die deutlich vom Neorealismus geprägt war, aber nun zum Teil neue, zeitgenössische Ausdrucksformen und Themen suchte: Francesco Rosi, Ermanno Olmi, Pier Paolo Pasolini oder Bernardo Bertolucci. Diese neue Generation beschäftigte sich wieder kritisch mit Gegenwartsthemen, verband diese allerdings mit einer kinematografischen Sprache, die Subjektivität und Selbstreflexivität stärker einbezieht und einen vertieften experimentellen Gestus pflegte, der die Sehgewohnheiten des Publikums unterläuft.

Der Filmwissenschaftler Lorenz Engell charakterisierte den Neorealismus als Wir-Film. In den vom Neorealismus beeinflussten Erneuerungsbewegungen der späten fünfziger und sechziger Jahre geht dieses Wir weitgehend verloren; an seine Stelle treten Ich-Filme. Damit verschiebt sich das kollektive Filmschaffen, das den Neorealismus kennzeichnete, hin zu einzelnen Filmemachern, die als Autoren sich als zentrale und stark subjektiv geprägte Sinninstanz verstehen.

Cineastische Nachkommen

Mit der «Nouvelle Vague» ist ein bedeutsamer Nachfolger des Neorealismus genannt. Allerdings wirkt die «Nouvelle Vague» vor allem in ihren Anfängen vielfach so verspielt und selbstverliebt, dass es andere cineastische Nachkommen gibt, die dem Neorealismus näherstehen: so beispielsweise das britische dokumentarische «Free Cinema» und die daraus entstehende «British New Wave» mit Regisseuren wie Lindsay Anderson, Tony Richardson, Karel Reisz und John Schlesinger. In Brasilien erringt das «Cinema Novo» für kurze Zeit Weltruhm, bevor es der Militärzensur zum Opfer fällt: Regisseure wie Nelson Pereira dos Santos («Vidas secas», 1963) und vor allem Glauber Rocha sind zu nennen, der in Italien zum Regisseur ausgebildet wurde, dessen spätere Filme sich allerdings stark vom Realismus entfernten und Mythen und indigene Elemente einbezogen.

Selbst in den USA lassen sich neorealistisch inspirierte Nebenlinien mit dem «New American Cinema» ausmachen: John Cassavetes («Shadows», 1959, und «Faces», 1968) oder Lionel Rogosin («On the Bowery», 1956). Ähnliches gilt für das Minderheitenkino in Indien (Satyajit Ray,

Ritwik Ghatak oder Mrinal Sen – Rays sogenannte Apu-Trilogie gilt als nahe Schwester des Neorealismus) oder Ägypten (Youssef Chahine). Als weitere «Nebenlinien» des Neorealismus können genannt werden: das vom Kolonialismus befreite schwarzafrikanische Kino ab 1960, das iranische Kino nach der Revolution oder das lateinamerikanische «Dritte Kino», das den Kollektivcharakter in den Mittelpunkt stellt, aber durch einen starken aufklärerischen, revolutionär mobilisierenden Kontext geprägt ist. Sogar hinter den Eisernen Vorhang gelangte das Konzept des Neorealismus: etwa in den Filmen des Prager Frühlings (Miloš Forman, Jaroslav Papušek, Evald Schorm, Vera Chytilová); oder in die DDR (wo diese Filme fast ausnahmslos verboten wurden) und nach Ungarn.

Die vielleicht stärkste und originellste Rückbesinnung auf den Neorealismus erfolgte durch die dänisch dominierte «Dogma '95»-Bewegung, die anlässlich des 100-Jahr-Jubiläums des Films ausgerufen wurde. «Dogma '95» lehnt das Spektakelkino vehement ab und fordert radikal auf fast religiöse Weise die Rückkehr zum Ursprünglichen. Zwar ist dies ironischerweise nicht das Kino der Gebrüder Lumière oder Georges Méliès, sondern Konzepte, die sich teilweise wie eine Blaupause des Neorealismus lesen lassen: Hier-und-Jetzt-Geschichten, Beschränkungen der Technik und natürliche Schauplätze.

Dr. Thomas Christen ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Seminar für Filmwissenschaft der UZH.

Hintergrund für diesen Essay ist das Buch «Vom Neorealismus bis zu den Neuen Wellen», das Thomas Christen herausgegeben hat (Verlag Schüren, Marburg 2016). Es ist im Buchhandel erhältlich und kann zu einem ermässigten Preis im Sekretariat des Seminars für Filmwissenschaft gekauft werden. Der Folgeband «New Hollywood bis Dogma» ist ebenfalls in einer ergänzten Neuauflage im Buchhandel erhältlich.

Pochende Kinderherzen

Simon P. Hoerstrup gehört zu den Pionieren der regenerativen Medizin. Mit seinem Team arbeitet er an der Entwicklung von Herzklappen-Implantaten für Kinder, die mit den kleinen Patienten mitwachsen. Von Simona Ryser

Betrifft man das Institut für Regenerative Medizin (IREM) an der Moussonstrasse, glaubt man, sich zwischen den Kulissen eines James-Bond-Streifens wiederzufinden. Als wäre es ein Hochsicherheitstrakt, geht man durch Schleusen in das labyrinthische Gebäude. Wer weiss, ob hier nicht doch künstliche Menschen gezüchtet werden. Und tatsächlich lauert einer im grünen Gewand beim Aufgang in den ersten Stock.

Oben begrüsst mich Simon P. Hoerstrup, Institutsleiter und Professor für Regenerative Medizin, der dann allerdings so gar nicht zum James-Bond-Casting passen will. Freundlich erklärt er, dass die Schaufensterpuppe im Schutzanzug als Reminder gedacht ist für die Forscherinnen und Forscher, die in den Reinräumen arbeiten. Hier werden biomedizinische Therapien entwickelt, beschädigte Organe sollen regeneriert, Gewebe gezüchtet werden, da wird mit lebenden Zellen hantiert. Dafür braucht es die hochreinen Labors.

Zwei Herzen in einer Brust

Hoerstrup hat das Institut für Regenerative Medizin (IREM) aufgebaut. Das Institut funktioniert wie eine wissenschaftliche Plattform, die unterschiedliche Ansätze und Technologien, die in der Regenerationsmedizin eingesetzt werden, zusammenbringt. Entsprechend interdisziplinär geht es hier zu und her. «Es ist bereits die halbe Innovation, wenn man Ingenieure, Grundlagenforscher und Mediziner an einen Tisch bringt,» sagt Hoerstrup, dem als Arzt und als Forscher selber zwei Herzen in einer Brust schlagen.

Auch der Gang im Obergeschoss ist steril, in Hoerstrups Büro aber geht der Blick auf einen schönen, schneeverhangenen Baum. Simon Hoerstrup ist in Köln aufgewachsen. Wie schon sein Vater, Grossvater und Urgrossvater hat er Medizin studiert, dies in Deutschland, den USA und in der Schweiz. Er wurde Herzchirurg. In den 1990er-Jahren, während seiner Post-Doc-Zeit in der Kinderherzchirurgie in Boston, entdeckte er

die Regenerative Medizin. Vor Ort waren die Pioniere des Tissue Engineering. Die Kollegen wollten aus Stammzellen Gewebe züchten, um kranke Organe zu regenerieren. Für Hoerstrup war das die Initialzündung. Er wechselte die Seite und stieg in die Forschung ein. Der Schritt wurde zum Take-off seiner Karriere.

Das Tal des Todes überwinden

Heute, mit 50, ist er nicht nur Direktor des Instituts für Regenerative Medizin, an dem dank Tissue Engineering unter seiner Leitung beispielsweise mitwachsende Kinderherzklappen gezüchtet werden, er ist auch einer der Gründungsdirektoren des Wyss Translational Center Zurich (Wyss Zurich), das innovative Forschungsprojekte auf dem Weg zur Marktreife unterstützt. Denn leider schaffen vielversprechende Projekte den Weg vom Labor bis ans Krankenbett oft nicht. Hoerstrup spricht von einem Tal des Todes, das es zu über-

hochreinen Räume am Institut zur Verfügung, zudem kann die klinische Testphase effizient unterstützt und durchgeführt werden. Unter solchen Bedingungen können die Forscher richtig loslegen. Ein neuartiges Hauttransplantat steht schon kurz vor der Anwendung im Spital. Und Hoerstrups Team, das sich mit den wachsenden Kinderherzklappen beschäftigt, startet schon bald mit den klinischen Tests.

Auf der Ablage in Hoerstrups Büro stehen zwei Modellherzen. Der Professor greift nach einem kleinen Gefäss und stellt es auf den Sitzungstisch. Er erzählt mit ruhiger Stimme. Als das Tissue Engineering aufkam, war das revolutionär für die Medizin. Im Gegensatz zur herkömmlichen Chirurgie, die eher mechanisch und invasiv orientiert ist, ermöglicht dieses Verfahren den Eingriff in das biologische System, indem Zellen gezüchtet und (um)programmiert werden. Für ihn sei damals der Funke übergesprungen. Er beschloss, seinen Topjob in der Herzchirurgie an den Nagel zu hängen und in die Forschung zu gehen.

Hoerstrup legt den Kopf schräg und lächelt. Er wollte das medizinische Dilemma lösen, das die Kinderherzchirurgen beschäftigt. Heute werden Kindern mit Herzfehlern künstliche Herzklappen eingesetzt. Doch weil die Herzklappen nicht mit den Kindern mitwachsen, muss immer

Um eine Kinderherzklappe zu züchten, reicht etwas Fruchtwasserflüssigkeit der Schwangeren, in dem die fetalen Stammzellen bereits vorhanden sind.

winden gelte. Klinische Studien sind streng reglementiert und die Durchführung ist äusserst komplex. Das kostet viel Geld. Unzählige innovative Ideen werden deshalb nicht umgesetzt. Das sei verantwortungslos, findet Hoerstrup.

Wo die traditionelle Forschungsförderung nicht mehr greift, springt nun das Wyss Translational Center Zurich in die Lücke. Dank einer grosszügigen Donation des Schweizer Unternehmers und Mäzens Hansjörg Wyss von 120 Millionen Dollar an die Universität Zürich und die ETH startete das Zentrum vor gut anderthalb Jahren. Unterdessen hat Hoerstrup mit seinen James-Bond-Kammern im Erdgeschoss ein Modell für die Translation von der Grundlagenforschung in die Klinik geschaffen. Dazu stehen die

wieder operiert werden – dabei wächst auch das Risiko für Komplikationen. So setzte sich Hoerstrup in den Kopf, mitwachsende Herzklappen zu züchten, die dem Kind bei Geburt eingesetzt werden können.

Der Forscher greift nach dem kleinen Gefäss auf dem Sitzungstisch. Darin befindet sich eine bleiche, wohlgeformte dreisegelige Herzklappe. Um eine Kinderherzklappe zu züchten, reicht Hoerstrup etwas Fruchtwasserflüssigkeit der Schwangeren, in dem die fetalen Stammzellen bereits vorhanden sind. Diese werden auf einem formgebenden Herzklappen-Gerüst aus Polymer angesiedelt, das sich im Bioreaktor wieder auflöst, während die Zellen zu einer kleinen Herzklappe heranwachsen. Das Modell funktioniert.



Heute, nach erfolgreichen Tierversuchen bei Lämmern, steht das Projekt kurz vor dem Start der klinischen Studien beim Menschen. Die erste Serie wird Hoerstrup mit wachsenden Arterien durchführen. Wenn alles gut läuft, rechnet er damit, dass in einigen Jahren die ersten mitwachsenden Herzklappen eingesetzt werden können.

Hat er nicht Angst vor diesem Schritt, wenn er das, was bei Tierversuchen erfolgreich verlief, nun am Menschen – an Kindern – testen muss? Hoerstrup setzt sich etwas schräg in den Sessel. Er nickt. Die Verantwortung sei sehr gross. Doch es nicht zu tun und den Patienten eine neue, möglicherweise bahnbrechende Therapie vorzuenthalten, sei genauso belastend.

Umprogrammierte Zellen

Stammzellenforschung und Regenerative Medizin erleben zurzeit einen grossen Durchbruch. Der japanische Forscher Shinya Yamanaka hat 2012 den Nobelpreis für Medizin erhalten. Seinem Team an der Universität in Kyoto, mit der die Universität Zürich eine Partnerschaft unterhält, ist es gelungen, körpereigene Haut- oder Blutzellen zu Zellen umzuprogrammieren, die wieder die Eigenschaften embryonaler Stammzellen haben. Das vervielfacht die Möglichkeiten der Zelltherapie immens. Denkbar ist, damit Herzzellen zu züchten, die dann tatsächlich wieder zu Muskelgewebe werden und eine komplette Regeneration ermöglichen. Doch es gibt klare Grenzen. Simon P. Hoerstrup will als Arzt kranken Menschen zum gesunden Leben verhelfen. Doch in die Evolution soll nicht eingegriffen werden, die vererbte DNA bleibt unangetastet. Letztlich sei das doch «God's job», sagt Hoerstrup.

Draussen schmilzt der Schnee von den Bäumen. In den Labors wachsen die Zellen. Bond schleicht um die Ecke. In der Regenerativen Medizin wird eines Tages vielleicht Unvorstellbares möglich sein. In einigen Jahren werden Hoerstrups Kinderherzen pochen. Wir hoffen es.

Kontakt: Prof. Simon P. Hoerstrup,
simon.hoerstrup@irem.uzh.ch

«Falschmeldungen machen Politik»

Populisten wie Donald Trump jonglieren mit selbstfabrizierten «Wahrheiten». Was bedeutet das für die Demokratie? Mit dem Politologen Marco Steenbergen und dem Medienforscher Werner Wirth sprach Thomas Gull.

Herr Steenbergen, Herr Wirth, leben wir im postfaktischen Zeitalter?

Werner Wirth: Diese Bezeichnung ist falsch, denn es geht eher um Anti-Fakten oder Nicht-Fakten. Vom Zeitalter wollen wir gar nicht erst reden, weil es sich um ein relativ neues Phänomen handelt. Den Begriff halte ich für überzogen, doch am Phänomen ist etwas dran, die Fake News, die falschen oder gefälschten Nachrichten, gibt es tatsächlich, und sie nehmen zu.

Sind Falschmeldungen tatsächlich ein neues Phänomen?

Marco Steenbergen: Ja und nein. In dieser Häufung sicherlich. Doch der klassische Fall für eine Falschmeldung war 2002 die Behauptung der amerikanischen Geheimdienste, Saddam Hus-

es einen ökonomischen Aspekt: Wir wissen, dass es Leute gibt, die ganz bewusst Falschmeldungen in die Welt setzen, aus finanziellen Gründen, weil sie mit Klicks auf Facebook und Youtube Geld verdienen. Mittlerweile sind diese Personen bekannt und man kennt auch ihre Motive. In den Hochzeiten, während des US-Wahlkampfes, haben sie mit Falschmeldungen und den dadurch generierten Klicks 6000 bis 8000 Dollar pro Monat verdient. Die dritte Quelle von Falschmeldungen sind die traditionellen Medien, die stark unter Druck stehen, schnell und aktuell zu sein, und deshalb versehentlich fehlerhafte Informationen verbreiten. Das wird dann zwar im Nachhinein oft korrigiert, doch die Falschmeldung ist bereits in die Welt gesetzt und die Nutzer nehmen die Korrekturen nicht mehr wahr, oder sie kritisieren dann die Journalisten für ihre Schlampigkeit. Das erschüttert das Vertrauen in die Medien.

Mit Falschmeldungen Geld verdienen lässt sich vor allem in den sozialen Medien. Sind sie die Treiber des Antifaktischen?

Steenbergen: Menschen haben früher schon vorzugsweise Zeitungen gelesen, die grundsätzlich mit ihren Werthaltungen und Meinungen übereinstimmen. Doch mit den sozialen Medien hat das eine neue Dimension angenommen. Heute kann man nur noch konsumieren, was man ohnehin schon glaubt, ohne dass man die andere Seite noch hört. Das ist eine neue Entwicklung, vor allem weil es Akteure gibt, die dies bewusst instrumentalisieren. Selbst in den Zeiten der Parteipresse war es so, dass man sich in der Regel an die Wahrheit hielt und diese allenfalls aus einer ideologischen Perspektive interpretierte.

Wirth: Es gibt aber keine absolute Abschottung gegenüber anderen Meinungen, wie neue Daten zeigen, die wir erhoben haben. Selbst Menschen, die traditionelle Medien gerne als «Lügenpresse» abtun, nutzen diese trotzdem. Weshalb tun sie das? Um sich selber zu bestätigen im Urteil, dass

«Antifaktische Behauptungen werden vehement und mit sehr viel Geld unter die Leute gebracht.» Werner Wirth

sein verfüge über Massenvernichtungswaffen und er stehe hinter den Terroranschlägen in New York vom 11. September 2001 (9/11). Das war die offizielle Haltung der Bush-Administration und viele Leute haben das geglaubt. Dann wurde ziemlich schnell klar, dass die Beweise fehlen, doch die Wahrnehmung hielt sich sehr lange. Auch heute noch sind viele Amerikaner der Meinung, Saddam Hussein habe über Massenvernichtungswaffen verfügt und sei in die Anschläge von 9/11 verwickelt gewesen.

Was zeichnet das «Nichtfaktische» aus?

Wirth: Falschmeldungen werden gezielt in die Welt gesetzt und man hält daran fest, weil es den eigenen politischen Absichten dient. Das heisst: Mit Fake News wird Politik gemacht. Dann gibt



«Politiker beharren zunehmend auf der eigenen Meinung – die Fakten werden dann angepasst.» Marco Steenbergen und Werner Wirth im Gespräch.

die Medien eben lügen und nur die Elite stützen und nicht die Meinung des Volkes wiedergeben.

Das macht die Sache nicht besser, oder?

Wirth: Grundimpuls des Populismus ist eben, die Elite anzugreifen und als untätig und korrupt zu diffamieren. Die Medien könnten als Kontrollmacht dagegenhalten. Doch sie werden von den Populisten als Teil der Elite gesehen.

In der Schweiz wurde die Parteipresse von den Forumszeitungen abgelöst, die weniger ideologisch geprägt waren. Seit ein paar Jahren gibt es auch bei uns eine Gegenbewegung mit ideologisch klar positionierten Blättern. Dazu kommen die

Online-Medien und in den USA Fernsehsender, die klare politische Präferenzen haben, wie etwa Fox News. Erleben wir ein Revival der ideologisch gesteuerten Medien?

Steenbergen: In den USA gibt es seit längerem die Kritik, die Medien hätten eine liberale «Verzerrung». Dem begegnen die Medien, indem sie beiden Seiten in einer Debatte gleich viel Platz einräumen. Das gilt beispielsweise für die Diskussion über den Klimawandel. Was dabei vergessen geht, ist, dass eine Position von viel stärkeren Fakten gestützt wird als die andere. Solche essenziellen Gewichtungen fallen unter den Tisch, wenn möglichst alle Meinungen gleich behandelt werden sollen.

Marco Steenbergen

Der Professor für Politologie untersucht die Psychologie des Wählerverhaltens und der öffentlichen Meinung. Aktuell erforscht er den Aufstieg des Populismus in Europa.

Kontakt: steenbergen@ipz.uzh.ch

Werner Wirth

Der Professor für Medienpsychologie und Medienwirkung beschäftigt sich damit, wie Medien auf das Publikum wirken und welche Rolle dabei Emotionen spielen.

Kontakt: w.wirth@ipmz.uzh.ch

Wirth: 98 Prozent der Klimaforscher sagen, der Klimawandel sei vom Menschen gemacht. Die 2 Prozent, die dem widersprechen, bekommen aber gleich viel Aufmerksamkeit. Das ist problematisch.

Dieses Beispiel zeigt, wie das höchstwahrscheinlich Faktische – der von Menschen verursachte Klimawandel – auf das wahrscheinlich Antifaktische – die Negierung dieser Tatsache – trifft. Für welche Position man sich dann entscheidet, hat wenig mit der Plausibilität der Argumente zu tun und viel mit ideologischen Grundhaltungen. Wird die Wahrheit zum Opfer des politischen Kalküls?

Wirth: Dieses antiaufklärerische Denken hat es schon immer gegeben. Die Frage ist, weshalb es in den letzten Jahren wieder so erstarkt ist. Zum einen gibt es Akteure, die antifaktische Behauptungen vehement und mit viel Geld unter die Leute bringen. Zum anderen existieren mediale «Gelegenheitsstrukturen», wie wir das nennen. Das heisst verschiedene neue mediale Kanäle, die es früher nicht gab und die die massive Verbreitung antifaktischer Behauptungen enorm erleichtern. Heute ist es mit den sozialen Medien viel einfacher, politische Botschaften medial zu verbreiten. Donald Trump beispielsweise kommuniziert mit der ganzen Welt live via Twitter.

Steenbergen: Mit der Globalisierung korrelieren grosse technologische Veränderungen. Das löst bei vielen Menschen fundamentale Unsicherheit aus. Diese Menschen brauchen eine Geschichte, um die Welt zu erklären. Ob diese mit den Fakten übereinstimmt oder nicht, ist sekundär.

Wirth: Solche Narrationen verfangen vor allem bei Menschen, die sich einerseits bedroht fühlen und andererseits Ärger empfinden über die Elite, die nichts gegen diese Bedrohung unternimmt. Wir sprechen da vom wütenden Entscheider, das ist jemand, der sich nur oberflächlich mit einer Frage auseinandersetzt und zu schnellen Antworten neigt. Solche werden dann von Populisten wie Donald Trump geliefert.

Eine gute Geschichte ist demnach im politischen Diskurs wichtiger als stichhaltige Argumente?

Steenbergen: Das Grundproblem ist, dass die Gesellschaft immer stärker polarisiert ist. Es geht um existenzielle Fragen, etwa bei der Einwanderung – die Menschen haben nicht nur Angst

davor, allenfalls ihren Job zu verlieren, sondern auch ihre Kultur, und sie fürchten um ihre Sicherheit. In einer solchen Konstellation ist es fast unmöglich, auf Argumente der Gegenseite einzugehen. Das zeigt sich darin, dass in der politischen Diskussion zunehmend auf der eigenen Meinung beharrt wird – die Fakten werden dann dieser Meinung angepasst. Das wiederum trägt noch weiter zur Polarisierung bei.

Das Nichtfaktische, das heisst das Ausblenden oder Negieren von Fakten, verstärkt die Polarisierung?

Wirth: Wir können diese Polarisierung in drei Ländern (Schweiz, Deutschland, Frankreich) nachweisen, im Zusammenhang mit der Nutzung von Medien, die populistische Inhalte verbreiten. Das führt bei denjenigen, die vorher schon populistische Einstellungen hatten, zu

«Vielleicht müssen die Leute einmal erfahren, was die Populisten wirklich tun, wenn sie an der Macht sind.» Marco Steenbergen

einer Verstärkung ihrer Haltung. Bei denen, die eine antipopulistische Grundhaltung haben, passiert das Gleiche. Das heisst, die beiden Lager driften immer weiter auseinander.

Was bedeutet die zunehmende Polarisierung für die Politik?

Wirth: Es wird immer schwieriger, einen Konsens zu finden und Probleme einvernehmlich zu lösen.

Was sind die Folgen, wenn Fakten in der politischen Diskussion an Bedeutung verlieren?

Steenbergen: Das hat weitreichende Konsequenzen. Zur Wahldemokratie gehört, dass die Eliten Rechenschaft ablegen müssen über ihre Entscheidungen und deren Folgen. Wenn man diese nicht beurteilen kann, weil es keine verlässlichen Informationen gibt, ist es schwierig, zu entscheiden, wer für etwas verantwortlich ist oder nicht. Um ein Beispiel aus den USA zu nennen: Obama wurde für den Irakkrieg 2003 verantwortlich gemacht, obwohl er damals noch nicht im Amt war und als Senator gegen den Krieg gestimmt hat.

Der Politologe Jan-Werner Müller hält in seinem aktuellen Essay über den Populismus fest, Populismus sei in seiner Grundhaltung antidemokratisch.

Gefährdet der Populismus die Demokratie?

Wirth: Jeder Populist würde das Gegenteil behaupten, nämlich dass der Populismus die Demokratie stärkt, zumindest einen Aspekt der Demokratie, den Einfluss des Volkes auf die Politik. Dieser Aspekt wird von den Populisten verabsolutiert. Sie wollen deshalb alle Kontrollmechanismen des liberalen demokratischen Staates zurückdrängen, die allenfalls im Widerspruch zum «Volkswillen» stehen könnten. So sollen beispielsweise die Kompetenzen des Obersten Gerichtshofs beschnitten werden, wenn dieser nicht im Sinne jener entscheidet, die gerade den tatsächlichen oder vermeintlichen Volkswillen repräsentieren. Solche Entwicklungen sehen wir in Ungarn, der Türkei und Polen. Wenn populistische Regierungen an der Macht sind, eröffnen sich für sie Möglichkeiten, die Institutionen so zu verändern, dass sie ihre Vorstellung von Demokratie durchsetzen können.

Steenbergen: Die Populisten verabsolutieren den Volkswillen. Das hat gravierende Konsequenzen etwa für Minderheiten.

Wir erleben gerade das grosse Ringen zwischen den Verfechtern einer liberalen Demokratie und den Populisten. Wer wird gewinnen?

Wirth: Ich weiss nicht, wer gewinnen wird. Das ist kein Fussballtoto.

Beim Fussball ist es auch nicht immer klar ...

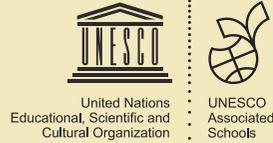
Wirth: Der Aufstieg des Populismus ist noch nicht zu Ende. Die Populisten werden noch in weiteren Ländern an die Macht kommen.

Was wird dann passieren?

Steenbergen: Die Populisten haben es in der Opposition einfacher. Wenn sie regieren müssen, werden sie mit der Realität konfrontiert. Dann realisiert man, dass ihre Versprechen nicht so einfach umzusetzen sind. Vielleicht müssen die Leute einmal erfahren, was die Populisten wirklich tun, wenn sie an der Macht sind, und sich überlegen, ob das so viel besser ist als das, was sie bisher gekannt haben. Es besteht allerdings das Risiko, auf der Verliererseite des Experiments zu stehen.



GYMNASIUM & INTERNAT
KLOSTER DISENTIS



Via Disentis – an die besten Universitäten.

**Die 45.
Chortournée**

Wir lassen von uns hören:

Disentis 18. März, 17:00

Chur 19. März, 17:00

Basel 25. März, 19:00

Zürich 26. März, 19:30

Weitere Infos:
www.gkd.ch/tournee

Warum Disentis? Weil wir seit bald 1400 Jahren Schule machen – fast so lange, wie das Kloster Disentis besteht. Weil wir die besten Schülerinnen und Schüler haben wollen und sie nach Noten fördern. **Warum Internat?** Weil Ihr Kind seine Erfolgsaussichten am Gymnasium und an der Universität erhöht. Weil es nämlich Dinge lernt, die man an keinem Gymnasium und keiner Universität lernen kann. Und auch nicht zuhause. **Mehr unter:** www.der-weg-nach-oben.ch

Via preUGKD Program inkl. Matura.

«International Pre University Program»
inkl. bilinguale Schweizer Matura in Deutsch
und Englisch: das Eintrittsticket
für die besten Universitäten.

Via Gymnasiales Assessmentjahr.

Kurz «GA»:
Vorbereitung (1 Jahr) auf den
Gymnasiumseintritt und die kantonalen
Aufnahmeverfahren.

Via Schnuppern in Gymnasium & Internat.

Jederzeit nach Absprache mit unserem
Sekretariat: matura@gkd.ch, +41 81 929 68 68
Besuchstage am 1./2. Mai 2017, 7.45–16.25:
einfach vorbeikommen, ohne Anmeldung.



Universität
Zürich ^{UZH}

Das Soziologische Institut veranstaltet den
Kongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie 2017
zum Thema

Gemeinwohl und Eigeninteresse

21. bis 23. Juni 2017

www.sgs-kongress2017.uzh.ch

Wie wird der Zusammenhalt der
Gesellschaft hergestellt?

Ist Kooperation das Resultat
eigeninteressierten Handelns?

Wie kann Gemeinwohl vermittelt
werden?

Wie kommt es zur Moralisierung
der Märkte?

1 Podiumsdiskussion

3 Keynote-Speakers

8 Plenumsveranstaltungen

40 Workshops

1 Generalversammlung

Schweizerische Gesellschaft für
Société suisse de **soziologie**
Swiss Sociological Association

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
Académie suisse des sciences humaines et sociales
Accademia svizzera di scienze umane e sociali
Accademia svizra da sciences humanas e socialas
Swiss Academy of Humanities and Social Sciences





Irrer unter Irren

Das Burghölzli ist eine Legende. Vom Klinikalltag weiss man aber eher wenig. Heinz Böker und Jan Conradi zeigen auf anschauliche Weise Innenansichten der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. Von Marita Fuchs

Als Berthold Rothschild in den 1960er-Jahren als junger Assistenzarzt im Burghölzli anfängt, muss er lernen, dass es fixe Trennungen gibt. Eine Schneise geht durch die Mitte des alten Doppelgebäudes aus dem 19. Jahrhundert. Links die Frauen: Patientinnen und Pflegefachfrauen. Rechts die Männer. Eine weitere Trennlinie geht von ganz vorne nach hinten: Vorne die offenen Abteilungen, je weiter man in die Tiefe gelangt, desto geschlossener. Ganz hinten sind die unruhigen männlichen Patienten und ihre rein männliche Betreuung.

Strudel der Ausgelassenheit

Dreimal im Jahr wird diese Trennung der Geschlechter ausser Kraft gesetzt: an Silvester, zur Fasnacht oder am grossen Sommerfest im Park der Klinik. Eingeladen sind nicht nur das Klinikpersonal, Freunde und Verwandte, sondern auch Patientinnen und Patienten. So wie Frau Grattenmühler – im klinischen Alltag ist sie die Kaiserin Elisabeth von Österreich. Am Sommerfest paradiert sie hochbusig in spezieller Corsage, neben ihr Fräulein Bodenkrüpp, in feinem hellblauem Tüll. Zögernd zunächst und dann wie vom Bann befreit, suchen sich die Damen ihre Tanzpartner. «Heissa», schildert der damalige Assistenzarzt Rothschild rückblickend das Geschehen, «... und so waren wir selber plötzlich ein Teil des Strudels, der Ausgelassenheit und Farbigkeit, denn auch wir Ärzte und Ärztinnen liessen uns in Schwung versetzen und luden die Patientinnen und Patienten zum Tanze ein. (...) All das war ganz ernst und hatte nichts Herablassend-Süffisantes», schreibt Rothschild.

Und das ist es auch, was das Buch von Heinz Böker und Jan Conradi – beides Ärzte der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich – mit dem schlichten Titel «Burghölzli» ausmacht: Es zeigt den human-integrativen Umgang mit den Kranken und weist so die «Irrenanstalt» als Heim selbstverständlicher Normalität aus. Rothschilds

Erzählung ist eine von insgesamt zwanzig aus dem Klinikalltag des Burghölzli. Wir lesen Erinnerungen und Erlebnisse des Klinikpersonals: vom Gärtner, Ergotherapeuten oder von den behandelnden Ärztinnen, Ärzten und Klinikdirektoren, ergänzt durch die Sicht der Patienten und Patientinnen.

So ist für Herrn B. das Burghölzli im Lauf der Jahre zu einer Art Heimat geworden. B. leidet an einer paranoiden Schizophrenie und war in über

«Im Burghölzli offenbarte sich mir die ganze Bandbreite menschlicher Tragik und Komik.» Rolf Lyssy, Regisseur

30 Jahren bereits achtmal in der Klinik. Er kommt jeweils, wenn er wieder mitten im «Zügs» ist. Herr B. hat gelernt, dass er mit seiner Erkrankung leben muss und dass er, wenn das Chaos im Kopf überhandnimmt, im Burghölzli zur Ruhe kommen kann.

Gang durch die Hölle

Auch Rolf Lyssy, bekannt als Regisseur des Erfolgsfilms «Die Schweizermacher», hat das totale Chaos, den grenzenlosen, geistigen Absturz einer schweren Depression erlebt. «Innerhalb weniger Minuten veränderte sich in meinem Kopf die gesamte Biochemie so, dass ich nicht mehr in der Lage war, klare und kontrollierte Gedanken zu fassen. Eine unbeschreibliche Panik hatte mich ergriffen ...», beschreibt er seinen Zustand. Bei Klinikeintritt fühlt er sich zunächst als Irrer unter Irren. Resümierend schreibt er jedoch: «Wenn ich mich heute an meinen Klinikaufenthalt im Burghölzli zurückerinnere, wo sich mir die ganze Bandbreite menschlicher Tragik, und paradoxerweise auch Komik, offenbarte, (...) so empfinde ich diese Zeit nach wie vor als einen Gang durch die Hölle und gleichzeitig als den Ort, der ent-

scheidend zu meinem Überleben und meiner Gesundung beigetragen hat.»

Neben den persönlich geprägten Beiträgen erfahren Leserinnen und Leser auch etwas über die Entstehungsgeschichte der Klinik in der Mitte des 19. Jahrhunderts und über die Entwicklungen bis ins beginnende 21. Jahrhundert. Interessant ist auch der Beitrag von Paul Hoff, der Psychiatriegeschichte lebendig werden lässt, indem er in drei zeitlich unterschiedlichen Szenen Streitgespräche zwischen wichtigen Protagonisten der Psychiatrie, die nie stattgefunden haben, zum Thema macht.

Hoff verdeutlicht dabei, wie sehr die Psychiatrie – seit der Einführung des Begriffs «Schizophrenie» durch Eugen Bleuler – um diesen und mit diesem Begriff gerungen hat. In den fiktiven Gesprächen werden die Leser in die schwierige Thematik eingeführt. Zu Wort kommen – zum Beispiel in der Szene aus dem Jahr 1912 – Professor Eugen Bleuler, Theodor Meynert, Nervenarzt, und Karl Jaspers, Psychiater und Philosoph. Die letzte Szene ist im Jahr 2016 angesiedelt, und zwar in einem Hörsaal mit Studierenden.

Haptisches Vergnügen

Ganz abgesehen von der anregenden und unterhaltsamen Lektüre bietet das Buch ein haptisches Vergnügen. Man hält es gern in der Hand, es ist schön gestaltet, das Schriftbild ist ansprechend und gut lesbar. Die Berichte werden ergänzt durch zwei künstlerische Beiträge: Zeichnungen der Künstlerin Cécile Wick stimmen auf die Lektüre ein. Im Mittelteil des Buches zeigen Infrarotfotografien von Jan Conradi das Burghölzli und seine schöne landschaftliche Umgebung in einer ganz ungewöhnlichen märchenhaften Stimmung.

Heinz Böker und Jan Conradi (Hg.): **Burghölzli**. Geschichten und Bilder. Mit 20 Beiträgen und 26 Zeichnungen und Fotografien; Limmat Verlag, Zürich 2016, 284 Seiten



Bronfens Küche

Sie schreibt über Literatur, durchleuchtet das Hollywood-Kino und setzt sich mit der amerikanischen Kultur auseinander. Aber nicht nur das, Elisabeth Bronfen ist auch eine leidenschaftliche Köchin. Diese Passion für feine Aromen und betörende Gerichte hat sie nun zwischen zwei Buchdeckeln festgehalten. «Besessen. Meine Kochmemoiren» bietet eine abwechslungsreiche Reise durch die kulinarische Welt der Anglistikprofessorin. Bronfens Kochbuch beginnt mit dem Bekenntnis der Autorin, ein Tag ohne zu kochen sei ein trauriger Tag. So schlägt ihr Herz denn auch nicht für die hochgezüchtete Sterneküche, sondern für «eine Alltagsküche, die mit guten, teilweise sogar erlesenen Produkten arbeitet und die der vertrauten Hausmannskost neue und aromatische Noten hinzufügt», wie sie selber schreibt.

Gespickt sind Bronfens Kochmemoiren mit persönlichen Anekdoten und Erinnerungen. Biografisches spiegelt sich auch in der Rezeptauswahl. Für das Kochbuch hat Elisabeth Bronfen Gerichte ihrer aus Deutschland stammenden Mutter rekonstruiert und verfeinert. Genauso gehören aber auch Speisen wie «Gehackte Leber» dazu, die sie mit ihrem jüdischen Vater, der in Brooklyn aufgewachsen ist, verbindet. So oder so ist die kochende Kulturwissenschaftlerin eine kulinarische Weltbürgerin. Ihr Buch versammelt Gerichte aus Ländern rund um den Globus – USA, Thailand, Japan, China, Marokko. Oder Italien: Bronfen weilt uns etwa in die Geheimnisse des «Soffritto» ein – einer Mischung aus feinst gehackten Zwiebeln, Knoblauch und Gemüsen, die die Basis vieler italienischer Pastasaucen ist. Wichtig sei, dass der Soffritto langsam sautiert wird, um eine prononcierte Infusion von Olivenöl oder Butter zu erzeugen, so Bronfen.

Elisabeth Bronfens unterhaltsam geschriebene Kochmemoiren verführen nicht nur kulinarisch. Das Buch ist auch schön und ohne Abbildungen gestaltet. So können die kulinarischen Ideen allmählich im Kopf der Leser entstehen wie ein gut gemachter Soffritto. *Roger Nickl*

Elisabeth Bronfen: **Besessen. Meine Kochmemoiren**; Echtzeit-Verlag, Basel 2016, 475 Seiten

Fluch und Segen

Bis das menschliche Genom in all seinen Zusammenhängen vollständig entschlüsselt ist, dürfte es zwar noch einige Jahrzehnte dauern, wie die Humangenetikerin Daniela Steinberger schätzt. Dennoch stehen schon heute wesentlich mehr genetische Informationen zur Verfügung, als praktisch genutzt werden können. Ob wir mit diesem Griff in den genetischen Wissensschatz die Büchse der Pandora öffnen oder ein Füllhorn des Glücks, hat die Menschheit selbst in der Hand. Der Sammelband «Personalisierte Medizin» mit Beiträgen aus einer interdisziplinären Vortragsreihe von UZH und ETH zeigt beide Möglichkeiten in unterschiedlichsten Facetten auf.

Von grossem Wert ist die personalisierte Medizin bei medikamentösen Therapien. Dank genetischen Informationen lassen sich Medikamente individuell und gezielt anpassen und so auch viele unnötige Nebenwirkungen vermeiden. Bei Brustkrebs etwa können via Gentest jene Patientinnen ausgemacht werden, die auf das Medikament Herceptin gut ansprechen. Bei Behandlungskosten von 42 500 Franken pro Jahr rechnet sich das im Gegensatz zum «Giesskannenprinzip» auch ökonomisch. Dennoch: Wem soll die Krankenkasse die Behandlung bezahlen? Denn in der Regel ist es nicht so, dass das Medikament bei den negativ getesteten Patientinnen gar nicht wirkt, sondern bloss weniger stark.

Heikel sind Gentests bei Gesunden. Was hilft es, wenn jemand von seinem erhöhten Risiko für Demenz oder Bauchspeicheldrüsenkrebs erfährt? Ausser sich Sorgen machen kann er kaum etwas tun. Versicherungen hingegen haben ein grosses Interesse an solchen Informationen. Dank den Möglichkeiten von Big Data können sie immer mehr statistische Eintretenswahrscheinlichkeiten berechnen, die den Betroffenen selber gar nicht bekannt sind. Am Ende wird sich die Gesellschaft überlegen müssen, was zu tun ist, damit sich die Menschen mit «guten Risiken» nicht von denen mit «schlechten» entsolidarisieren. *Katja Rauch*

Isabel Klusman, Effy Vayena (Hg.): **Personalisierte Medizin. Hoffnung oder leeres Versprechen?** Vdf Hochschulverlag, Zürich 2016, 229 Seiten

Solidarische Familie

Der Soziologe Mark Szydluk untersucht sich seit mehr als zwanzig Jahren die Beziehung zwischen den Generationen. In seinem Buch «Sharing Lives. Adult Children and Parents» legt er eine Bilanz seiner Forschung vor. Sein wichtigster Befund: Familien sind solidarisch. Sie helfen sich über die Generationengrenzen hinweg finanziell, emotional und indem sie sich Zeit füreinander nehmen. «Die verschiedenen Generationen einer Familie teilen ihr Leben auf intensive Weise», schreibt Szydluk.

Damit widerspricht er der These, die Familie befinde sich in der Krise oder sei ein Ort permanenter Konflikte. Diese gibt es selbstverständlich auch, doch die Solidarität, die gegenseitige Unterstützung ein Leben lang ist das dominante Muster der Generationenbeziehungen.

Die Generationensolidarität hat weitreichende Konsequenzen. Einerseits ist sie für die einzelnen Familienmitglieder wichtig, weil sie in der Regel jene Unterstützung erhalten, die sie brauchen – typischerweise helfen Eltern ihren Kindern finanziell, wenn sie dazu in der Lage sind, und die Kinder kümmern sich um die Eltern, wenn diese Hilfe und allenfalls Pflege brauchen. Gleichzeitig zementiert diese Solidarität auch die gesellschaftlichen Unterschiede: Kinder von wohlhabenden Eltern erhalten mehr Unterstützung und können später im Leben eher auf eine Erbschaft hoffen.

Wichtig ist aus der Sicht von Szydluk, dass der Sozialstaat nicht gegen die Familiensolidarität ausgespielt wird. Die beiden ergänzen sich vielmehr. So können staatliche Institutionen gewisse belastende Aufgaben übernehmen wie etwa die intensive Pflege alter und kranker Angehöriger und so die jüngere Generation entlasten, die oft bereits mit der Betreuung des eigenen Nachwuchses und dem Arbeitsleben stark gefordert ist.

Szydluk plädiert für einen gut ausgebauten Wohlfahrtsstaat, der Familien unterstützt und einen gewissen Ausgleich schafft zwischen Ärmern und Reichen. Das, so der Soziologe, befördere auch das gute Zusammenleben der Generationen. *Thomas Gull*

Mark Szydluk: **Sharing Lives. Adult Children and Parents**; Routledge, London und New York 2016, 210 Seiten



SCHLUSSPUNKT von Simona Ryser

Mein Egon

Mein Ich ist mir abhandengekommen. Ich muss es irgendwo verlegt haben. In einer Schublade mit alten Kladden. Zerknüllt in einer verbeulten Hosentasche, unter einem Stapel Bücher. Vielleicht liegt es im Altpapier. Vielleicht ist es schon am Recyclinghof. Zerlegt in Einzelteile. Ein Stück Kind, ein Stück Frau, ein Stück Mutter, ein Stück Ehefrau, ein Stück alte Frau. Etwas nett, etwas garstig, etwas schlau, ein bisschen naiv, ein wenig selbstlos, ein wenig eitel. Gross und klein in einem. Ein mutiges Kind, ein tapferes Kind, ein altkluges Kind. Eine furchtlose junge Frau, eine eifrige, eine strenge, eine zähe Frau, eine interessante Frau. Eine müde, eine erschöpfte, eine vergessliche.

Es liegt wohl unbemerkt in einer Ecke, das Ich. Ein Bündel, ausgebleicht über die Jahre. Vernachlässigt. Es hat sich verkrümmelt. Und jetzt soll ich es hervorkramen, vorzeigen und ins Rampenlicht zerren. Zuerst muss ich es zusammenflicken, die Teile zusammennähen und die Löcher stopfen. Ausschütteln, den Staub wegsaugen. Bürsten und polieren. Maskerade dranschmieren, damit es schön schillert, wenn es auf den Brettern steht. Dort könnte es strahlen und brillieren, im Mittelpunkt stehen und zeigen, was es kann.

Stattdessen ist es nun verschwunden. Ich wühle in alten Kisten. Vermottete Kinderkleider. Damit bin ich in den Kindergarten. Bücher und Hefte aus der Schulzeit, der Teddybär mit dem abgeschabten Fell, ich wollte ihn doch meiner Tochter schenken. Vielleicht in den Kisten auf dem Estrich. Dort hab ich mein Ich vielleicht veräumt und eingelagert. Sortiert in Ordnern von der Uni. Alle Arbeiten und Essays sind noch da, einst in feinsäuberlicher Schrift geschrieben. Das Papier schon etwas angegilbt und brüchig. Meine Abschlussarbeit. Erschöpft setze mich auf den

Dachboden und lese. Das Ich blinzelt mir zwischen den Zeilen verschlafen zu und lächelt verschmitzt. Erschrocken klappe ich die Buchdeckel zu. Meine Knochen ächzen und ich muss vor lauter Staub husten, als ich mich erhebe. Mein verkümmertes Ich.

Ich kratze mich am Kopf. Was ist da bloss zu tun. Genau. Das ist ein Fall für Onkel Egon. Ich werde meinen Egon anrufen. Ob nicht er. Einer von uns. Er könnte doch einspringen mit seiner grossen Klappe. Er würde sich bestens machen so im Scheinwerferlicht. Grosse Reden schwingen über die Fragwürdigkeiten des Ichs, über die fragile Konsistenz, die Vielgesichtigkeit, über das leidende Ich, das sich verloren hat, das in alle Winde zerstreut ist, immerzu im Begriff zu Verschwinden, ein weibliches dazu, immer schon im Schatten des grossen Egons.

Und während der grosse Egon auf der grossen Bühne grosse Reden schwingt, räume ich mein Haus schon mal auf. Ich sammle die Stücke und Teile, nähe sie zusammen mit Garn und Faden, mit flinken Händen. Mit der Turbo-Nähmaschine. Dann trete ich aus meinem Haus. Ich werfe einen Blick zurück, spähe durchs Fenster und beobachte, wie der Egon drinnen im Scheinwerferlicht steht und gestikuliert. Sein Gesichtsausdruck ist etwas schalkhaft. Gemächlich schreite ich mit meinem Flickenkleid zum Gartenteich, wo der schöne Narziss schon auf mich wartet. Wir setzen uns ans Wasser und betrachten das Spiegelbild. Mit dem Finger zeichne ich kleine Wellen auf das Nass. Mein Bild verschwimmt. Egons Stimme aber hört man bis hier draussen. Es klingt wie ein Donnern.

Simona Ryser ist Autorin und Sängerin. Im «Schlusspunkt» setzt sie sich jeweils literarisch mit dem Dossierthema des UZH Magazins auseinander.



FEUERRING®

EINZIG IN SEINER ART

Deloitte.



**Make a difference
by being different.**

Bring your talents to Deloitte, and you'll find a global network of support, leadership opportunities and diverse thinking. There's no limit to what you can achieve.

What impact will you make?
deloitte.com/ch/careers